Gall. Rev. 487 h
Laube.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

183. 61
1840
2

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Der Prätendent.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1842.

46. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Prätendent.

I.

Einleitung.

Wenn es auf Kosten des Staats geht,
so ist es besser, daß zehn Menschen
zu viel, als daß einem einzigen zu
wenig Recht werde.

Schon vor einer langen Reihe von Jahren ist ein Mann aufgetreten und hat erklärt, der Sohn Ludwigs XVI., der letzte Dauphin von Frankreich, sei keineswegs, wie gemeinhin berichtet werde, unter den Mißhandlungen des Bürger Simon im Temple-Gefängnisse gestorben, sondern sei geflüchtet und gerettet worden.

Er lebe nach Ueberstehung unsäglicher Drangsale heute noch. Er habe sich fruchtlos an alle Regierungen Europa's, namentlich zur Zeit der Restauration an die älteren Bourbons, und seit 1830 an die Dynastie Orleans gewendet. Die fremden Regierungen nähmen kein Interesse an ihm oder glaubten ihm nicht, die französischen glaubten

wohl daran, daß er der Dauphin sein könne, hätten aber alles Interesse gehabt, und hätten es noch, ihn nicht aufkommen zu lassen. Die Brüder seines Vaters nämlich, Ludwig XVIII. und Karl X., wären, wenn er lebte, nicht legitime Könige von Frankreich gewesen, und es gäbe dann noch eine ältere Linie der Bourbons als die jetzt sogenannte ältere Linie. Um solche Störung ein für allemal abzuwenden, hätten sie denn ein für allemal unter sich ausgemacht, keine Notiz von ihm zu nehmen, und ihn für einen Betrüger zu erklären.

Und dies Alles sei geschehen, obwohl er keine Ansprüche mehr auf den Thron, sondern nur auf seinen Namen und seine bürgerlichen Rechte gemacht habe.

Die Juliregierung, während welcher er sich nach Frankreich begeben und vor Gericht Untersuchung und Urtheilsspruch geheischt, habe ihn ebenfalls mißhandelt, habe ihm Untersuchung und Urtheilsspruch, die doch jeder Uebelthäter verlangen könne, gewaltsam verweigert und ihn mit bewaffneter Hand aus Frankreich gebracht.

Es bleibe diesem unglücklichen Opfer der Politik kein anderer Weg mehr übrig, als sich an die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl Europa's zu wenden. Dies habe er von dem gastfreien Boden Englands aus gethan, und Fürsten wie Völkern ein Memoire vorgelegt, welches all seine Schicksale und vergeblichen Schritte erzähle.

Dies Memoire heißt: „*Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin*, dépuis l'époque où il a été enlévé de la tour du temple, jusqu'au moment de son arrestation par le gouvernement de Louis Philippe et de son expulsion en Angleterre, suivi de quelques documens à l'appui des faits racontés par le prince et des incidens, qui ont si péniblement traversé sa vie; avec son portrait et les fac simile de son écriture, de celle de la reine et de la signature de Louis XVI. Novembre 1836. À Londres, chez C. Armand, imprimeur, Rathbone Place, Oxford Street."

Der Mann, welcher so spricht und schreibt, führt im gewöhnlichen Leben den Namen „Naun-

dorf oder Nauendorf," und hat unter diesem Namen über zwanzig Jahre in unserm Vaterlande, in Berlin, Spandau, Brandenburg und Krossen gelebt. Man hat ihn großentheils für einen Narren oder für einen Betrüger gehalten, und eine Zeitlang behauptet, er sei ursprünglich ein polnischer Jude. Seit er indessen einige Jahre nach der Julirevolution nach Frankreich gekommen ist, und dort von Leuten, welche den Dauphin in der Jugend gekannt, und welche über die damaligen Verhältnisse unterrichtet sein können, als Dauphin anerkannt worden ist, seit ferner die französische Regierung ihm eine öffentlich gerichtliche Beweisführung seiner prätendirten Herkunft verweigert und ihn aus Frankreich verwiesen hat, seit der Zeit ist die Frage über ihn viel wichtiger und schwieriger geworden. Die preußische Regierung selbst, unter welcher er zwanzig Jahre gelebt, hat ihm auf sein Verlangen erklärt: sie habe nie behauptet, daß er ein polnischer Jude sei; kurz, die Herkunft dieses Mannes ist bis jetzt völlig unbekannt, der Tod des Dauphins im Temple gilt ebenfalls für eine sehr mangelhaft erwiesene,

ja höchst zweifelhafte Sache, und so hat sich ein Geheimniß aufgebaut, welches aus vielen Gründen der Lösung werth scheint. Einmal, weil es wichtige Thatsachen und Personen der Geschichte betrifft, zweitens, weil es sich um einen Menschen bewegt, der entweder ein Märtyrer seiner Geburt, oder ein merkwürdig irre geleiteter Abenteurer, oder ein durchtriebener Betrüger ist. Denn dieser Prätendent ist entweder ächt, oder er ist selbst getäuscht, oder er täuscht. Auch für die letzteren Fälle ist eine Aufklärung von Werth: nicht bloß, weil dann den in's Große getriebenen Machinationen und Aufregungen ein schnelles Ende gemacht würde, sondern auch, weil sich uns dann eine trügerische Fähigkeit, ein freches Talent romanhafter Erfindung, eine Konsequenz romanhafter Haltung bis in's Einzelne entwickelte, wie sich dergleichen im wirklich gehandelten Leben selten bietet. Denn es ist in der That nichts Gewöhnliches, viele Jahre lang vor ganz Europa mit leidlichem Erfolge eine Rolle zu spielen, welche erstaunlich viel Nüancen genauer historischer Kenntniß und täglich, ja stündlich, bis in die Augen-

blicke der Abspannung eine strenge, künstliche Haltung erheischte. Eine nicht unwichtige Wahrheit also, oder Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Wesen stand zu gewinnen für eine Untersuchung dieses Geheimnisses.

Ein Paar ehrenwerthe Männer legten mir's an's Herz, ja mutheten mir's als einem Schriftsteller wie eine Pflicht zu, dieser Untersuchung Zeit und Schrift zu widmen. Sie hatten kein Interesse als das rein menschliche an dieser Frage, und waren voll Eifers für dieselbe, bloß weil sie überzeugt waren, es sei ein lang dauerndes Unglück und Unrecht durch Aufklärung derselben gut zu machen. Sie hatten nämlich Beide den Prätendenten selbst kennen gelernt, waren Jahre lang seinem Leben und seinen Aeußerungen gefolgt, verehrten ihn wie einen vortrefflichen Menschen, und waren und sind heute noch von dem festen Glauben durchdrungen, er sei der ächte Sohn Ludwigs XVI., der wirkliche letzte Dauphin von Frankreich.

Von ihnen erhielt ich jenes Memoire, und dicke Hefte mühsam gesammelter Data.

Nachdem ich gelesen, weigerte ich mich, eine Schrift darüber abzufassen, weil mir hiernach die Prätension nicht erwiesen vorkomme, und ich doch auch durch den Ausdruck dieses mangelhaften Erweises einem Manne nicht Schaden thun wolle, der trotz dieses mangelhaften Erweises ächt und ein Opfer des Unrechts sein könne.

Dies ereignete sich im Jahre 1840, und es verging ein Jahr, ehe ich jenen Männern wieder begegnete. Bei der ersten Wiederbegegnung theilten sie mir mit, daß nun das „Memoire justificatif" erschienen sei, welches die Advokaten und Freunde des Prätendenten zusammengestellt, um gegen den Angriff eines Pariser Journals die Aechtheit des Prätendenten unumstößlich zu erweisen. Die gerichtliche Verhandlung sei zwar wiederum abgelehnt worden, aber das Memoire justificatif, welches alle nöthigen Zeugnisse und Nachweise enthalte, liege nun gedruckt vor, sie wollten mir's einhändigen, und ich könnte nun nicht mehr unter dem Vorwande der unzulänglichen Zeugnisse ausweichen.

Was ich nun aus diesem kleinen Folianten, ferner aus jenem Abrégé und aus einer früheren Lebensgeschichte, welche der Prätendent in Krossen angefertigt und ebenfalls in Londoner Druck auf Privatwegen verbreitet, entnommen und gefolgert habe, das übergebe ich hiermit dem Publikum.

Waldschloß bei Muskau, den 6. Sept. 1841.

II.

Geschichte oder Roman?

— Es giebt kein größeres Unglück, als Dauphin von Frankreich zu sein, wenn der königliche Vater todt und der Thron vergeben ist. Jedem Bettler wird Recht gesprochen, einem verspäteten Dauphin aber nicht. —

II.

Geschichte oder Roman?

— Es giebt kein größeres Unglück, als Dauphin von Frankreich zu sein, wenn der königliche Vater todt und der Thron vergeben ist. Jedem Bettler wird Recht gesprochen, einem verspäteten Dauphin aber nicht. —

Ludwig XVI. hatte zwei Kinder. Die Tochter, später unter dem Namen der Herzogin von Angoulême bekannt, war das erstgeborene. Das zweite Kind, der Dauphin, war sieben Jahr jünger als sie: er war vier Jahr alt, als die Revolution ausbrach und mit dem Volkssturme auf Versailles am 6. October 1789 auch den Kindern erkenntlich wurde. Was bis dahin geschehen war konnte den königlichen Kindern unbemerkt bleiben: die Bastille, welche im Sommer gestürmt worden war, lag in Paris, und die inneren Gemächer des Schlosses in Versailles hörten weder Schüsse noch Geschrei; die Konstituirung der Nationalversammlung ferner, obwohl sie in Versailles selbst vor sich ging, war von keinem äußerlichen Lärm begleitet, der vierjährige Dauphin konnte bis zum Herbste unberührt, unerschreckt bleiben. Jetzt aber kam Maillard mit dem nach Brot schreienden Heere Pariser Weiber nach

Versailles, vor das Königsschloß selbst. Truppen mußten es umringen, man hörte Geschrei, man hörte Zank, ein Schuß fiel, es entstand ein Handgemenge, Gewehrsalven knallten, der Regen schlug an die Fenster, mit Einbruch der Nacht vom 5. zum 6. October war das Schloß in erschrecktester Bewegung, man berieth die Flucht des Königs, man war in Verzweiflung, als die Nationalgarde die Wagen am Gitter der Orangerie bemerkt und entfernt hatte. Kurz, das Königshaus war zum ersten Male unmittelbar von der Revolution berührt. Die Nacht verging indessen ruhig, die Aufrührer, welche zu Fuße von Paris gekommen waren, brauchten einige Stunden Schlaf, und erst am frühen Morgen begann von Neuem die Unruhe, aber jetzt bedrohlicher als den Tag vorher: ein Gitter war offen geblieben, die Aufrührer drangen in's Schloß, und suchten besonders der Königin Marie Antoinette habhaft zu werden. Halb entkleidet floh sie durch Seitenthüren zum Könige.

Die tapfer fechtenden Leibgardisten und Lafayette's Dazwischenkunft retteten damals die königliche Familie. Man begnügte sich mit dem Geschrei,

der König solle sich zeigen und solle nach Paris kommen. Der König erschien auf dem Balkone, und versprach die Abreise. Lafayette bewog auch die Königin sich zu zeigen, damit eine bessere Stimmung für sie einträte; er küßte ihr Angesichts der Menge respektvoll die Hand, er umarmte sodann einen Leibgardisten, und hatte somit alles Mögliche gethan, das Volk versöhnlicher zu stimmen, und die Reise dadurch einigermaaßen zu sichern. Sie ward angetreten.

Unser Prätendent erzählt nichts von den Scenen im Schlosse, beginnt aber die Schilderung dessen, was ihm aus so früher Kindheit erinnerlich sei, mit dieser merkwürdigen und furchtbaren Abreise. „Zwei Ungeheuer", sagt er, „trugen auf der Spitze ihrer Piken zwei Menschenköpfe, und marschirten solchergestalt vor unserem Wagen. Zwischen ihnen ging ein Mann schrecklichen Aussehens: er hatte einen großen Bart und trug auf der Schulter ein blutiges Beil. — Vor einer Boutique ließ man halten, die Bösewichter gingen hinein, und als sie bald darauf wieder heraus kamen, waren die abgeschlagenen Köpfe gepudert. Einer von ihnen näherte

sich uns, und hielt mir den Kopf unter die Augen. Ich war aufrecht an der Kutschenthür, und obwohl einer unsrer Freunde sich an den Kutschenschlag gelehnt hatte, um den Pöbel von uns abzuhalten, so konnte er doch dies Attentat nicht verhindern. Ich wurde so heftig erschreckt von diesem entsetzlichen Anblick, daß ich mich in den Schooß meiner Mutter stürzte, um mein Gesicht zu verbergen. Von all den Personen, die damals mit mir im Wagen waren, ist nur noch eine am Leben, das ist meine Schwester. Hätte sie den sträflichen Muth, diese Thatsache abzuläugnen, eine Thatsache, die Niemand weiter auf der Welt kennen kann, als ihr Bruder?"

„In Paris angekommen entführte uns das Volk nach dem Stadthause. Ich stieg die Treppe hinauf zwischen meiner Mutter und Madame Elisabeth: diese zärtlichen Freundinnen gaben mir die Hand, um mich in einen weiten Saal zu führen, der schon angefüllt war mit Männern und mit betrunkenen Männern. Wir blieben da bis in die Nacht, und als wir endlich vom Stadthause nach den Tuilerieen fuhren, war ich trotz des brüllenden Pöbelgeschreis auf den Knieen meiner guten Mama eingeschlafen.

Ich wurde aufgeweckt durch ihren Ruf: Mein Sohn! Mein Sohn! Er ist entführt! — Ich antwortete: „Mama“! Und in der That befand ich mich in den Händen eines Fremden, der mich einem Bruder Cléry's übergab, dem Kammerdiener meiner Schwester Namens Hannet. Ich erinnere mich des treuen Dieners noch so genau, als ob es gestern geschehn wäre, wie er uns eine laterna magica des Abends zeigte, um uns zu belustigen, mich und meine Schwester!“

„Ich war damals vier Jahre alt. Hannet gab mich meiner zärtlichen, vortrefflichen Mutter wieder, die mich an ihren Busen drückte und mich mit Küssen bedeckte.“

An solchen Einzelnheiten müsse ihn, behauptet er, seine Schwester die Herzogin von Angoulême erkennen. Zum Beispiele an Folgendem: „Ich war noch sehr Kind“ — sagt er — „als die Varenner Reise“ — die Flucht des Königs von Paris, welche in Varennes verunglückte — „beschlossen wurde, und doch erinnere ich mich ganz deutlich, daß ich zugegen war, als der Graf von Provence sich mit meinem Vater und meiner Mutter unterhielt, aber

ich dachte nichts. Meine Mutter weckte mich dann mitten in der Nacht auf, und meine Schwester war dabei, die, wie ich wußte, einen Stock höher schlief als ich. Wach geworden durch die Küsse meiner Mutter sah ich Frau von Tourzel neben mir. Sie nahm mich auf ihre Arme, und ohne daß ein Wort gesprochen wurde stiegen wir in das Zimmer meiner Mutter hinab, wo meine liebe Mutter unter steten Liebkosungen mich ankleidete, und zwar mich als kleines Mädchen verkleidete. — So angethan ward ich in den Fond eines Wagens gelegt, und da schlief ich ziemlich lange. Es trat Jemand auf mich beim Einsteigen: das war meine Tante. Ich fürchtete mich und sagte deshalb nichts, bis meine gute Mutter zu uns kam. Sie nahm mich auf ihre Kniee bis zu dem Augenblick, da wir den Wagen wechselten. Unser Wagen hielt an, mein Vater sprach mit den Leuten, die mit uns waren, und stieg endlich ab, um nach dem andern Wagen zu sehn, der noch nicht da war. Dann kam er wieder mit diesem Wagen, und ließ meine Mutter absteigen. Diese setzte mich unterdeß auf den Schooß der Frau von Tourzel, welche mit uns war. Darauf kam

mein Vater zu mir, und er selbst nahm mich auf seine Arme und brachte mich meiner Mutter, die schon in den neuen Wagen gestiegen war. Der Wagen setzte sich in Bewegung, und ich schlief auf den Knieen meiner Mutter bis zum andern Tage. Alsdann bemerkte ich, daß mein Vater verkleidet war, und ich fragte meine Mutter, warum ich als Mädchen angezogen sei. Meine Schwester unterbrach mich, und sagte zu meiner Tante, Madame Elisabeth, welche mit uns in demselben Wagen, welche aber nicht in dem Zimmer meiner Mutter gewesen war, als man mich verkleidete und als wir die Tuilerieen verließen: „Gestern dachte er, wir wollten Komödie spielen.“ —

„Eine Tragödie!“ sagte meine Mutter zu mir, „aber sei klug, mein Sohn, und wenn man Dich fragt, wie Du heißest, so sage Aglaé, und Deine Schwester heißt Amélie!“

„Wir kamen bald in eine Stadt, deren Häuser alle mit Ziegeln von der Form eines liegenden ∞ gedeckt waren. Ich fragte nach dem Namen dieser Stadt, und mein Vater sagte mir, sie heiße Châlons sur Marne. Nachher erreichten wir eine kleine

Stadt, wo wir uns angehalten glaubten; ich weiß nicht mehr genau den Namen, aber ich glaube es war Epernay. Ein junger Officier von der Nationalgarde, mit welchem sich meine Mutter ohne den Wagen zu verlassen viel unterhielt, half uns diesmal glücklich fort." —

„Es war schon Nacht, als wir in Varennes ankamen, wo wir festgehalten wurden bei einem Manne Namens Saure. Dessen Frau bewirthete uns, und war ziemlich freundlich."

„Unsre traurige Rückkehr ist bekannt genug, doch will ich eines Umstandes gedenken: Ein Herr Latour-Maubourg, einer der Kommissare, die uns nach Paris führten, folgte uns mit Pétion in einem andern Wagen. Obwohl der Pöbel diese Herrn respektirte, so ließen sie doch unter unsern Augen einen Freund meines Vaters ermorden, einen Freund, den Herr Latour-Maubourg sehr wohl kannte. In dem Augenblicke, da der Pöbel diesen Mann mordete, nahm mich Barnave, der in unserm Wagen war, auf seine Kniee, um mich im Nothfalle zu beschützen. Während unsrer Reise drückte er mir oft die Hände, und gab mir solche Zeichen

der Theilnahme bis zu unsrer Ankunft in Paris. Im Garten vor den Tuilerieen übergab mich Barnave einem Officier der Nationalgarde und dieser brachte mich in's Schloß in den Versammlungssaal. Dort bemächtigte sich meiner Herr Hue, um mich in meine Gemächer zu tragen, in denen ich lange Zeit durch Officiere der Nationalgarde bewacht wurde."

Der Prätendent erzählt es nicht in seinen Memoiren, hat es aber seinen Freunden mitgetheilt, daß er Blumen und Gärtnerei sehr geliebt und deshalb in den Tuilerieen Versailles schmerzlich vermißt habe. Der Vater habe ihm dafür im Tuilerieengarten an der Seine ein kleines Parterre anweisen lassen zur Pflege dieser Neigung. Dorthin sei er immer vom Schlosse durch Nationalgarden begleitet worden. Die royalistischen hätten sich eifrig dazu gedrängt, und an der Balustrade jenes Gärtchens hätten sich immer Königsfreunde eingestellt, um vom Dauphin Blumen geschenkt zu bekommen. Deshalb, wenn er Vater und Mutter so traurig und besorgt gesehn, habe er öfter gesagt: O seid ruhig, es giebt noch viel brave Leute, die uns lieben.

Die Flucht bis Varennes war am 20. Juni 1791 unternommen worden, der Dauphin war also damals 6 Jahr alt. Gerade noch ein Jahr von da an lebte die königliche Familie in den Tuilerieen, Anfangs sehr beschränkt und bewacht, da man den König provisorisch suspendirt, und Kommissare ernannt hatte, ihn zu verhören. Aber die republikanische Partei, welche sich jetzt erhob, war noch nicht stark genug; der König wurde wieder eingesetzt, und erst ein Jahr nach der Flucht, am 20. Juni — es war dieser 20. Juni auch der Jahrestag des Schwurs im Ballspielhause — brach die republikanische Partei in die Tuilerieen, um das Königthum zu beschimpfen und zu stürzen. Die Menge drang in das Zimmer des Königs, und es ereignete sich die bekannte Scene, daß er eine rothe Mütze aufsetzte, die ihm auf einer Pike gereicht wurde, und daß er, in dem Gedränge vor Hitze und Durst schmachtend, aus einem Glase trank, welches ihm ein halbbetrunkener Arbeiter reichte. Ueber diesen Tag, den Vorläufer des 10. August, welcher das Königthum aus den Tuilerieen trieb und wirklich stürzte, sagt der Prätendent, es sei ein Irrthum, wenn man

behauptete, daß er im Zimmer seines Vaters gewesen, als der Pöbel die Thüren erbrochen habe. „Ich erinnere mich deutlich", setzt er hinzu, „daß wir vorher im Zimmer meines Vaters waren, das ist richtig, aber sobald als die Gefahr sich durch das Geheul der Pöbelmasse ankündigte, führte die Mutter mich und meine Schwester sogleich in ein andres Zimmer, in welchem wir blieben. Die Prinzessin von Lamballe bestimmte meine Mutter, bei uns zu bleiben, denn sie wollte durchaus zu meinem Vater, der in Gefahr schwebte. Es ist wichtig, daß ich diesen Umstand Madame — Herzogin v. Angoulême— in's Gedächtniß rufe, denn sie kann nicht vergessen haben, daß sich die Prinzessin in die Arme unserer Mutter warf, als sie in das Zimmer zurückkehren wollte, in welchem der Vater mit unsrer guten Tante Madame Elisabeth geblieben war." —

— Während dieses Tages und seit diesem Tage hat meine Mutter nicht aufgehört zu weinen."

Er übergeht andre Details als zu bekannt, und vom 10. August sagt er nur seiner Schwester zum Zeichen, daß er genau unterrichtet sei,

und daß nur er, ihr Bruder, so unterrichtet sein könne: „Wer schlief in meinem Zimmer in der Nacht vom 9. zum 10. August? Meine Mutter! die gekommen war, um einige Ruhe zu finden, und die sich auf's Bett derjenigen warf, welche diese Nacht bei mir wachte."

„Den folgenden Tag wurden wir Gefangene, denn wir verließen die Tuilerieen, um in die National-Versammlung zu gehn, wo wir eingeschlossen wurden in eine Art von Gefängniß. Ich mußte es dafür halten, denn das Loch war mit Eisen vergittert. Obwohl Frau von Tourzel und die Prinzessin von Lamballe mit uns eingesperrt waren, so hielt mich doch immer meine zärtliche Mutter in ihren Armen oder auf ihrem Schooß. Aber ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen als einen Pfirsich und ein Stück Brot, und ich hatte noch ärgeren Durst, denn es war sehr heiß. Trotz aller Anstrengung meiner Mutter war es nicht möglich das Geringste zu haben. Endlich ließ uns einer unsrer Freunde, es war der Minister der Justiz, in einen andern kleinen Raum treten, damit wir eine Reissuppe und ein

wenig Geflügel essen könnten. Vater, Mutter und die Andern nahmen keinen Theil an unsrem Mahle, selbst meine Schwester aß nur Suppe: die gute Tante, Madame Elisabeth war mit uns, aber sie aß auch nicht. Nach dieser Mahlzeit ließ man uns wieder in das vergitterte Gefängniß treten, wo ich denn bald auf dem Schooße meiner Mutter einschlief."

Er beruft sich als auf Zeugen, daß dies Alles so gewesen, auf die Herzogin v. Angoulême und den damaligen Justizminister Herrn v. Joly, der noch lebe. Und gegen diejenigen, welche eine solche Gedächtnißkraft bezweifeln, sagt er: „nach 46 Jahren hab ich Herrn v. Joly wiedergefunden. Eines Tages stritt er mit mir in Gegenwart meiner Advokaten, und sagte, das Gitter, von dem ich eben gesprochen, sei den ersten Tag schon weggenommen worden. Ich behauptete: nein! weil es schon spät war, als man uns weggehen ließ; den andern Tag, als wir wieder eintraten, war es entfernt worden. Dies ist ganz exakt nach mehreren Zeugen, die existiren."

„Als wir von da das erste Mal schieden, führte man uns in ein andres Gebäude, und schloß uns ein. Ich wußte nicht, wo das wäre."

Es war das Kloster der Feuillans. „Den andern Tag fand ich mich in einem andern kleinen Gefängnisse mit Frau v. Tourzel, ich lag auf einer Art Matratze an der Erde. Dringend bat ich sogleich, zu meiner Mutter geführt zu werden: sie beruhigte mich, denn meine Mutter war mit meiner Schwester neben mir in einem Zimmer, dessen Thür in das meinige ging. Ich habe Madame — Herzogin v. Angoulême — schon gefragt, ob sie sich des jungen Mannes erinnere, der uns mit so ritterlichem Eifer diente während unsers Aufenthalts bei den Feuillans, denn dies sind Details, die nur meiner Schwester bekannt sind."

Von den Feuillans ließ man sie in einen Fiaker steigen „meinen Vater, meine Mutter, Schwester, Tante und mich, die Prinzessin von Lamballe, Frau v. Tourzel und deren Tochter Pauline v. Tourzel. Es war kein Platz mehr, als plötzlich drei Elende sich herzu stürzten, nicht um uns zur Sicherheit zu begleiten, sondern um uns zu

belästigen und zu beleidigen. Ich war in dem Augenblicke aufrecht vor Frau von Tourzel, und meine Mutter nahm mich nun sogleich auf ihre Kniee um Platz zu machen, preßte mich in ihre Arme, um mich vor jeder Gefahr zu schützen. Wir saßen alle fast Eins auf dem Andern im Fond des Wagens. Ich rufe zum Zeugen auf, daß dies so war Pauline von Tourzel, jetzige Gräfin von Béarn, die im Wagen Angesichts von meiner Mutter und mir war."

„Wir kamen im Temple in ein ganz hübsches Appartement, und blieben da, glaube ich, bis Mitternacht — da plötzlich entführten uns die Verräther meinen Vater. Die Frau Herzogin von Angoulême möge mich fragen, was unter uns vorgegangen ist von diesem Augenblicke an! Die Prinzessin von Lamballe, Frau von Tourzel, deren Tochter Pauline und die Damen Saint-Brice, Navarre und Bazire waren mit uns; Herr von Chamilly und Herr Hue waren mit meinem Vater weggeführt worden. Wir fanden uns den andern Tag alle zusammen in einem Hause, welches einen Thurm von vier Stockwerken bildete."

„Er hatte auf den zwei Winkeln zwei kleine Thürme: der auf der rechten Seite ging in Thürmchenform bis auf die Erde; der linke, welcher auf die Rotunde ging, begann erst da, wo das Zimmer war, welches Tante Elisabeth und meine Schwester einnahmen. Dieses Zimmer hatte ein einziges Fenster, welches auf den Fond des Gartens ging. Gerade unter diesem Fenster war die Eingangsthür in einer Allee von hohen, starken Maronenbäumen, welche uns zum Spaziergange diente. Diese Allee war linker Hand in dem Garten, welcher mit hohen Mauern umgeben war. — Um in den kleinen Thurm einzutreten, mußte man einige Stufen aufsteigen; inmitten dieser Stufen war an der Erde ein Luftloch angebracht, welches in's Erdgeschoß des Gebäudes ging.“

„Die erste Etage bildete ein einziges Gemach mit einem Kabinet in dem Thürmchen, welches bis zur Erde herabreichte und in den Thurm des Temples ging. Vor diesem einzigen Gemach war eine Art Vorhaus, und in diesem befand sich eine kleine immer verschlossene Thür. Durch diese Thür kam man zu der Treppe, welche in die zweite Etage

führte, wo meine Mutter, ich, meine Tante und Schwester wohnten. Unten an dieser Treppe, rechts in einer kleinen Loge hielten sich jene Geschöpfe auf, die vom Menschen nichts als das Antlitz hatten, und deren Namen unwürdig sind, von meiner Feder aufgeschrieben zu werden."

„Jene zweite Etage bestand aus einem großen Zimmer mit einem Kabinet, welches dem bis zur Erde herabreichenden Thürmchen angehörte. Dies Zimmer hatte wie jenes meiner Tante und Schwester ein einziges Fenster, aber ein größeres und mit weißen Vorhängen versehenes. Dies Fenster ging auf den Hof des Temples, und darüber hin konnte man leicht alle die sehen, welche in den Hof und in den Garten traten. Nachdem unsre Freunde uns entrissen waren wurde dies Zimmer die ganze Zeit hindurch, in welcher wir mit meiner Mutter in diesem Gebäude blieben, von mir bewohnt. Es war von dem meiner Tante und Schwester durch eine Art Korridor getrennt, welcher länglich, eng und dunkel war. In diesem Korridor schliefen des Nachts zwei Nationalgardisten, welche uns den Tag über in unserm Zimmer selbst bewachten. Trotz

dieser Hindernisse korrespondirte meine Mutter alle Tage mit meiner Tante, und deshalb habe ich die an Madame gerichtete Frage drucken lassen: Was machte unsre Mutter alle Morgen bevor sie aufstand, um unsrer Tante Nachricht von uns zu geben?"

„Nun, meine Mutter schrieb des Morgens in ihrem Bett alle ihre Mittheilungen für meine Tante, sowohl für Draußen, als für andre Freunde, denn sie schrieb Viel. Meine Feinde werden nicht ermangeln zu sagen: dies sei nicht möglich, weil die Municipalgardisten Tag und Nacht da gewesen. Dieser Einwand ist richtig, aber meine Mutter besaß alle Klugheit, welche ihre Lage heischte, und sie öffnete niemals ihre Thür vor Ankunft des treuen Cléry, welche immer erst um acht Uhr des Morgens statt fand. Ich habe meine Schwester auch gefragt, wer nun diese Nachrichten überbracht habe? Sie hat eben so wenig geantwortet, wie oben. Ich will denn antworten:

„Meine gute Mutter verbarg das was sie des Morgens vor Oeffnung des Zimmers geschrieben hatte, denn die Municipalgardisten traten mit Cléry

ein, und durchsuchten oft. Eben so habe ich meine Schwester gefragt: Wo verbarg die Mutter, was sie geschrieben? Eben so wenig Antwort. Ich will's denn offen sagen:

„An ihrem Sohne, an mir verbarg die Königin, meine Mutter, was sie geschrieben. Ich war der Briefträger, wenn der treue Cléry es nicht sein konnte. Wo? und wie? Es geschah in dem Kabinet des Halbthürmchens, links, im Winkel des Zimmers, wo die Garderobe war, und wohin mich unsre gute Tante oft selbst führte unter dem Vorwande meiner Nothdurft — dies geschah, um das zu erhalten, was meine Mutter an mir verborgen hatte."

„Die dritte Etage, von meinem Vater bewohnt, war von derselben Beschaffenheit, nur mit dem Unterschiede, daß das Zimmer einen Alkoven hatte, worin sein Bett stand. Dieser Alkoven war beim Herausgehen aus dem Zimmer meines Vaters links und gerade dem Fenster gegenüber, welches wie bei uns auf den Hof des Temples ging. Unser Zimmer, das heißt das meiner Mutter hatte keinen Alkoven."

„Der kleine Thurm war an den großen gelehnt und von zwei Thürmchen flankirt. Den ich das Halbthürmchen nenne ging auf die Rotunde, und der, welcher im ersten Stock die Bibliothek hatte, ging auf den Winkel des Templehofes, so daß die Mitte des kleinen Thurms dem eingeschlossenen Raum gegenüber war, welcher den Garten von den verschiedenen kleinen Gebäuden der Rotunde trennte. In einem dieser Thürmchen befand sich eine kleine Treppe. Darf ich Madame fragen, in welchem diese kleine Treppe war, oder in welcher Etage sie anfing? Was sah man von oben am Ende dieser Treppe?"

„Wir blieben nicht lange in diesem Gebäude und mein Vater verließ zuerst den kleinen Thurm, um mit Cléry in den großen gebracht zu werden. Endlich wurden wir auch dahin versetzt, und ich wurde zu meinem Vater und Cléry gethan. Von da an sah ich meine Mutter, Tante und Schwester nur beim Frühstück, beim Spaziergange oder beim Mittagessen."

„Der große Thurm lag fast mitten im Garten; er war von vier Thürmchen flankirt, von denen

eins, — das, in welchem die Treppe war — dem Temple-Palais gegenüber lag. Wohl zu merken: der kleine Thurm dem Palais gegenüber war links, der große war rechts gelegen. Der große Thurm hatte auch vier Stockwerke, er war aber viel höher als der kleine, und jedes Stockwerk war gewölbt, was im kleinen nicht der Fall war. Im kleinen Thurme hatten meine Mutter, Tante, Schwester und ich das zweite Stockwerk eingenommen, und mein Vater mit Chamilly und Hue das dritte. Im großen aber war es umgekehrt: Mein Vater, ich und der gute Cléry waren im zweiten eingesperrt, und meine Mutter, Tante und Schwester befanden sich im dritten. Es war jetzt Alles geändert; denn auch die Municipalgardisten waren nicht bei uns gewesen in den Gefängnissen des kleinen Thurms, sondern hatten sich im Erdgeschosse des großen Thurms aufgehalten."

„Das erste gewölbte Stockwerk war in der Mitte durch einen großen viereckigen Pfeiler gestützt und in den vier Winkeln durch vier kleine runde Pfeiler flankirt. Dieses Stockwerk bildete einen einzigen viereckigen Raum mit drei Kabinetten in

den Thürmchen. Im vierten Thürmchen war die Treppe, welche ganz unten anhub, und welche alle Stockwerke des Thurms versah. Wenn man hinaufstieg wendete sich die Treppe links und bildete im zweiten Stock vor der ersten Thür zu den Gemächern, welche mein Vater, ich und Cléry einnahmen, einen Pfeiler, um die Oeffnung der Thüren zu erleichtern. Denn es gab zwei Thüren: die erste war von starkem Holz mit breiten Nägeln und eisernen Riegeln bedeckt. Diese ungeheure Thür öffnete sich von rechts nach links nach dem Inneren des kleinen Thurms. Hatte man diese Thür geöffnet, so war man einer ganz eisernen gegenüber. Diese öffnete sich auch von rechts nach links, aber in das Innere des Vorzimmers, welches vor dem Zimmer meines Vaters war, und welches einen der vier Verschläge bildete, durch welche der zweite Stock des Thurms in vier Partieen getheilt wurde. Die Bretter, welche dies Vorzimmer formirten, waren mit grau und schwarzem Papiere bedeckt. Dies Papier, in Form von viereckigen Steinen bemalt, stellte ein Gefängniß-Gewölbe vor. Wenn man in diesen Raum trat, so sah man vor sich auf der linken Seite eine

Thür mit zwei Flügeln, deren oberer Theil verglas't war. Bei dieser Thür war ein viereckiges Papier angeheftet, länglich und weiß, worauf die Menschenrechte in großen schwarzen Buchstaben geschrieben waren. Dies war eingerahmt und der Rahmen war wieder eingefaßt in Papiere von den drei Farben. Die Glasthür ging in den Eßsaal."

„Trat man in das Vorzimmer so hatte man außer jener Glasthür links eine Thür rechts geradeein vor sich, und diese war die Eintrittsthür zum Zimmer meines Vaters. Diese Thür war den Tag über offen, damit die Municipalgardisten meinen Vater fortwährend vor Augen haben könnten. Oft verließen die ungeschlachten Leute dies Zimmer gar nicht so lange ihre Wachtzeit dauerte. Nur des Nachts war diese Thür geschlossen, und die Wachen setzten dann ihr Bett quer vor, damit wir nicht zu ihnen könnten, denn es gab welche, die Furcht vor uns hatten. Das Zimmer meines Vaters hatte noch zwei Ausgänge: einen in den Speisesaal, den andern in Cléry's Zimmer."

Der Prätendent sagt bei dieser Gelegenheit, „das 1814 gedruckte Journal Cléry's, welches das

Temple-Gefängniß der königlichen Familie beschreibe, sei durchaus ungenau, und könne nicht von Cléry selbst herrühren. Cléry, fügt er hinzu, sei oft verhindert gewesen, durch die oben erwähnte unmittelbare Verbindungsthür zum Könige einzutreten, weil Bosheit der Wachen sie über Nacht verschlossen habe. Dann sei er durch die Glasthür gekommen, und dies sei das einzige Mittel gewesen, die quer vor der Thür des Königs schlafenden Kommissaire nicht aufzuwecken."

„Ich habe gesagt", fährt er fort, „das erste Stockwerk sei gewölbt gewesen. Das zweite war es auch, aber man sah das Gewölbe nicht, weil die vier Gemächer eine Decke von grauer Leinwand hatten. Es war nichts von dem Gewölbe sichtbar als der Pfeiler beim Austritt aus des Vaters Zimmer. Und nur im Eßsaale sah man ihn, im Zimmer der Wachen aber nicht. Cléry's Zimmer hatte eine Verbindungsthür in den Eßsaal: wenn man durch diese Thür eintrat, so sah man vor sich auf der linken Seite eine andere Thür, welche in einen der kleinen Thürme ging. Dort war die Garderobe. Zwischen der Eintrittsthür von Cléry's

Zimmer und dem Eßsaale war ein kleiner verborgener Winkel.“

„Das Fenster von meines Vaters Zimmer ging auf den Hof des Temple-Palais, und das Fenster von Cléry's Zimmer ging auf den Hintergrund des Gartens. Es hatte noch eins auf die rue de la corderie. Im zweiten Stock hatte Cléry's Zimmer allein zwei Fenster: das letzt erwähnte ward verschlossen in Folge einer Verrätherei, deren meine Schwester sich erinnern wird.“

„Das Bett meines Vaters stand links, wenn man vom Vorzimmer aus eintrat und stieß an den Verschlag von Cléry's Zimmer, so daß mein Vater, wenn er zu Bett lag, die Füße gegen die Thür zu Cléry's Zimmer, und den Kopf dem Pfeiler gegenüber hatte, welcher im Eßsaale sichtbar war. Dem Bett gegenüber zwischen dem Verschlage des Vorzimmers und dem Fenster war ein Kamin in die Mauer eingebrochen. Jedermann kann wissen, daß dieser Kamin vorhanden war: aber wo war er befestigt? Das ist eine andere Frage. Im Vorzimmer der Municipalgarden heizte ein großer Ofen den zweiten Stock des Thurmes, theils durch die

Decke, theils durch die offene Thür. Was hatte der Ofen für eine Form und wo stand er?"

„Auf solche Fragen halt' ich die Antworten zurück, um sie den Betrügern entgegen zu setzen, die man in meinem Namen aufstellt."

„In diesem also beschriebenen Gefängnisse war ich eingesperrt mit meinem Vater und dem edlen Cléry bis zu dem Tage, da ich von meinem Vater getrennt, und wieder in die Hände meiner unglücklichen Mutter gegeben wurde. Das Datum dieses Ereignisses weiß ich nicht. Seitdem bewohnte ich mit meiner Mutter, Tante und Schwester das dritte Stockwerk des Thurmes, welches fast ebenso getheilt war wie das zweite, nur mit dem Unterschiede, daß das Zimmer meiner Mutter keine andere Verbindungsthür zum Zimmer meiner Tante hatte als durch das Zimmer, welches Tison und dessen Frau einnahmen."

„Das Zimmer meiner Tante und meiner Mutter waren durch einen Bretterverschlag getrennt. Trat man in das Zimmer meiner Mutter, so sah man ihr Bett links an diesen Verschlag gelehnt, während das Bett meiner Tante vom Eintritte in deren

Zimmer rechts stand, so daß also zwischen diesen Betten nur jener Verschlag war. Mein Bett war zu Füßen des Betts meiner zärtlichen Mutter, die bei dem mindesten Geräusch, welches des Nachts von mir ausging, aufwachte und fragte, ob ich krank sei. Das Bett meiner Schwester im Zimmer der Tante stand eben so nahe am Fenster im Winkel rechts. Noch ein kleines Kabinet wie das meines Vaters, in dem Thürmchen angebracht, und unsre ganze Wohnung war zu Ende. Im Zimmer meiner Mutter gab's einen Lehnstuhl von weißem Holz und grünem Ueberzuge. Ich erwähne dieses Lehnstuhls, weil sich mein Vater desselben oft bediente, um nach dem Essen einige Augenblicke zu schlummern."

„In diesem Gefängnisse bin ich verblieben bis zu dem Momente, da ich den Händen Simon's und dessen Frau übergeben wurde."

„Diese Trennung kostete mich einen Strom von Thränen, und nur die Härte meiner Kerkermeister konnte ihn unterdrücken."

Er erzählt nichts Näheres über seinen Aufenthalt bei dem Schuhster Simon, welchem er über=

geben worden war, damit er zur Egalité erzogen werde. Nachdem der Konvent König und Königin zum Tode verurtheilt hatte, erhob sich natürlich die Frage, was mit den Kindern geschehen solle. Barrère rief: man muß alle Sprößlinge ausrotten. Doch geschah dies nicht in unmittelbar kriminalistischer Weise, sondern man behielt sie im Temple und jenem Simon eben, einem fanatischen Anhänger Robespierre's, ward der Dauphin zu republikanischer Erziehung übergeben. Ob es darauf abgesehen war, wie es gewöhnlich dargestellt wird, ihn körperlich und geistig zu vernichten durch schlechte Behandlung ist schwer zu sagen. Es ist gar wohl möglich, daß der fanatische Schuhster es ganz ehrlich meinte mit seiner gröblichen Erziehung. Der unglückliche Knabe, dessen Nervensystem so frühzeitig bestürmt wurde, entsetzte sich am Meisten vor Dunkelheit und Stillschweigen, und damit peinigte ihn denn Simon am Meisten. Er weckte ihn oft mitten in der Nacht, und rief ihm zu: „Wach auf kleiner Wolf! — Steh auf! Komm her!“ Und im Hemd, barfuß, vor Furcht und Schreck zitternd mußte das Kind an Simon's Bett kommen. Er

wollte nichts weiter von ihm, und herrschte dem erschreckten Kinde entgegen: „Nun geh wieder!"

Simon's Frau scheint von Hause aus dem Knaben freundlicher gewesen zu sein. Einst fand sie der Schuhster, wie sie dem Kleinen das Haar kämmte, und gerieth darüber in den größten Zorn: Er soll wol denken, Weib, er sei wieder in Versailles! schalt er ihr entgegen.

Er bestand darauf, der Knabe sollte die Marseillaise singen. Dieser verweigerte es aber hartnäckig, weil er sich des Schreckens erinnerte, den dieser Gesang seiner Mutter und Tante verursacht hatte. Um dieser Weigerung willen schlug ihn Simon.

Diese Einzelnheiten sind in einem „Extrait d'un manuscrit de Madame royale fait au temple" erzählt, welcher im Feuilleton des Journal de Francfort vom 31. Juli 1840 erschien. Der Prätendent selbst sagt in seinem Memoire, es sei nicht Ort und Zeit, darzuthun, wie viel er von dieser Tyrannei gelitten habe. Ja nach der Entfernung des Simon'schen Ehepaars, das schon angefangen

habe, ihn weniger roh zu behandeln, sei er noch viel unglücklicher geworden.

Hier ist nun der Punkt, wo er aller andern Ueberlieferung und Sage und auch jenem Extrait entgegentritt: die gewöhnliche Ueberlieferung läßt ihn bald nach Simon's Entfernung sterben. Simon ward in den Sturz Robespierre's gerissen und starb auf der Guillotine. Der Dauphin, sagt jener Extrait, ward von da an besser behandelt, und drei Kommissarien übergeben. Man suchte das tief erkrankte Kind herzustellen: er sollte sich bewegen, spaziren gehn, spielen — aber er konnte nicht mehr, und starb den 8. Juni 1795.

Im Gegentheile, sagt der Prätendent, es ist mir noch viel schlimmer ergangen nach Simon's Untergange. „Ich wurde allein eingesperrt in das Zimmer, welches sonst Cléry inne gehabt hatte. Dies Zimmer war ganz und gar in ein Gefängniß umgeschaffen: die Thür, welche zum Eßsaal führte, war verschwunden, und man hatte sie durch eine Art Ofen ersetzt, welcher von dem verborgenen Winkel aus geheizt wurde, dessen ich schon gedacht habe. Die Fenster waren dergestalt versetzt, daß

ich nicht deutlich sah. Die Thür des Thürmchens, welche sich in Cléry's Appartement öffnete, und hinter welcher die Garderobe war, hatte man verschlossen, und in mein Zimmer hatte man nun einen Nachtstuhl gestellt, dessen Geruch mich mehr und mehr peinigte."

„Man hat gesagt, daß in die noch einzig disponible Thür ein Loch gemacht worden sei, um dort meine Nahrungsmittel hinzustellen. Dies ist aber ungenau. Es existirte in der That ein Schieber, aber man öffnete ihn nur, wenn man mich rief, um sich von meinem Dasein zu überzeugen. Die Thür, in welcher der Schieber war, diente sonst zum Eingang in das Zimmer meines Vaters, jetzt traten durch sie meine Kerkermeister ein, um mir täglich zwei Mal Nahrung zu bringen. Es waren jetzt nicht mehr menschliche Stimmen, es war das Gebrüll wilder Thiere, die alle Augenblicke schrieen: Capet, kleiner Wolf, Natterngezücht, komm, laß Dich sehen! Selbst während der Nacht und wenn ich kaum eingeschlafen war öffnete ein neuer Cerberus den Schieber und nöthigte mich, vor ihm zu erscheinen. Er-

schöpft von diesen Martern beschloß ich, mich eher tödten zu lassen, als wieder zu antworten."

„Mein Gefängniß enthielt mich, mein Bett, einen Stuhl, einen länglich viereckigen hölzernen Tisch, einen Wasserkrug und ein hölzern Bett, dessen sich Cléry früher bedient hatte. Niemand dachte daran, mir in diesem traurigen Zustande Wäsche oder andere Kleidungsstücke zu besorgen, und bald wurde ich denn auch krank, aufgerieben durch Ungeziefer und Unrath. Meine Wächter kamen nun und zwei Municipalgardisten und andere Personen, die ich nicht kannte, und die ich für Aerzte hielt, weil sie mich ausfragten und aufforderten, ihnen meine Bedürfnisse zu sagen. Ich antwortete ihnen nicht; ich hatte wohl Gründe zum Stillschweigen, und diese Gründe verschweig ich auch jetzt noch. Wie sehr ich noch Kind war, ich hatte doch das volle Gefühl meiner Leiden — meine Zunge erlahmte, sobald ich einen meiner Kerkermeister sah. Man schickte mir endlich einen Wärter, der von Municipalgardisten begleitet bei mir eintrat, und mich ausfragte. Ich behandelte ihn wie die andern und antwortete nicht. Doch ließ er mich durch ein Weib

reinigen, und verschaffte mir dadurch eine große Erleichterung. Man gab mir Wäsche und einen grauen Anzug, überzog mein Bett, reinigte mein Zimmer und vernichtete die Wanzen, welche mich arg gequält hatten, nahm auch endlich, um mir etwas Tag zu verschaffen, eine der Blenden vom Fenster."

„Um diese Zeit gingen Freunde mit dem Plane um, mich aus der Henkerschaft zu befreien — ach, sie sahen nur zu bald die Unmöglichkeit davon ein. Ein einziger Weg führte zu mir, und dieser einzige Zugang war so sorgfältig bewacht, daß nicht eine Maus unbemerkt hinein oder heraus gekonnt hätte."

„Das Thürmchen, in welchem die Treppe war, hatte nur eine einzige Thür, und bei dieser wurde Tag und Nacht, außen und innen die strengste Wacht gehalten. Wer immer in den Thurm wollte wurde vor den Municipalrath im Erdgeschosse geführt, um durchsucht zu werden. Wenn er aus dem Thurm herunter kam, begann dieselbe Durchsuchung von Neuem, und Niemand konnte unbemerkt an der Thür dieses Municipalraths vorüber, weil ununterbrochen ein Wachtposten dastand, und weil die

Treppe, welche durch alle Stockwerke ging in dies Erdgeschoß, welches allein von der Municipalität besetzt war, mündete. Die Ordre war, Jedermann ohne Ausnahme dahin zu führen. Die Wachtmannschaft war im ersten Stocke, der ungetheilt ein einziges gewölbtes Gemach bildete wie im Erdgeschoß. War der Schildwacht im ersten Stock Jemand, der herausging, verdächtig, so hatte sie Ordre — eben so wie Jemand, der kam — ihn vor den Rath zu führen. Dieser ließ Jedermann bis außerhalb des Thurms durch ein oder zwei Municipalgardisten begleiten. Solche strenge Bewachung war vorgeschrieben, weil sich der Plan meiner Befreiung verbreitet hatte. Aber meine Freunde hatten geschworen, ihr Leben zu wagen, daß ich den Henkern, die meinen Tod beschlossen hatten, entrissen würde."

„Da es denn unmöglich war, mich herauszubringen, so beschlossen meine Freunde folgerichtig, mich im Thurme selbst zu verbergen, damit meine Verfolger glaubten, ich sei gerettet. Der Gedanke war kühn, aber es war das einzige Mittel, die Entführung zu erleichtern. Und es war ganz leicht, mich für den Augenblick unsichtbar zu machen. Von

mir hinab begleitete Niemand diejenigen bis zum ersten Stocke, welche die Gegenstände, deren ich mich bedient hatte, wegbrachten. Meine Freunde waren also überzeugt, daß man mich ohne Gefahr entdeckt zu werden höher hinauf bringen könne. In der That hatte meine Schwester, die im dritten Stock gefangen saß, um diese Zeit weder Wache noch Municipalgardisten."

„Eines Tags also ließen mich meine Beschützer eine Dose Opium verschlucken, die ich für eine Medizin hielt, und ich befand mich bald in einem halb wachen, halb schlafenden Zustande. In diesem Zustande sah ich, daß man ein Kind statt meiner in mein Bett legte, und ich selbst ward auf den Boden eines Korbs gebettet, welcher mit dem Kinde unter meinem Bett verborgen gewesen war. Ich sah wie in einem Traume, daß dies Kind nur ein Gliedermännchen sei, dessen Maske ganz ähnlich mein Gesicht vorstellte. Dieser Betrug ging vor sich im Augenblicke, da die Wache abgelös't wurde; die neue begnügte sich, das Kind zu besuchen, um sich meines Daseins zu versichern. Es genügte ihr, ein schlafendes Wesen mit meinem Antlitze gesehn zu haben:

mein stetes Stillschweigen trug das Seinige bei, die neuen Aufpasser in ihrem Irrthume zu bestärken."

„Ich hatte unterdessen ganz die Besinnung verloren, und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich eingeschlossen in einem großen Gemache, welches mir ganz fremd war — es war das vierte Stockwerk des Thurmes."

„Alte Möbel aller Art füllten dies Stockwerk, und mitten unter ihnen hatte man mir ein Lager zurecht gemacht. Dies hing mit einem Thürmchen-Cabinet zusammen, in welches man mir Nahrungsmittel gestellt hatte. Jeder andere Zugang war verbarrikadirt. Eh ich in diesen Versteck kam, hatte mir einer meiner Freunde, den ich im Laufe der Erzählung nennen werde, auseinander gesetzt, auf welche Art ich gerettet werden sollte. Bedingung war, ich müßte alle ersinnliche Pein dulden, ohne mich zu beklagen, denn eine einzige unbedachte Bewegung würde mein Verderben und das meiner Wohlthäter nach sich ziehn. Namentlich bestand er darauf, daß ich, sobald ich einmal versteckt sei, nicht die mindeste Hilfleistung heischen und durchaus die Rolle eines wirklich Stummen spielen sollte."

„Als ich aufwachte, erinnerte ich mich an diese Empfehlungen meines Freundes, und ich faßte den herzhaften Entschluß, lieber zu sterben als gegen jene Rathschläge zu fehlen. Ich aß und schlief und erwartete meine Freunde mit Geduld. Meinen Hauptretter sah ich von Zeit zu Zeit des Nachts, wenn er mir meine Nothdurft zutrug. Schon an demselben Abende war das Gliedermännchen entdeckt worden, aber die damalige Regierung hielt für gut, meine Entweichung, die sie vollständig gelungen glaubte, geheim zu halten. Meine Freunde hatten von ihrer Seite, um die blutdürstigen Tyrannen besser zu täuschen, ein Kind unter meinem Namen abreisen lassen, ich glaube gegen Straßburg zu. Sie hatten den Glauben verbreitet, und ihn auch den Behörden beigebracht, ich sei es, mit dem man diese Richtung eingeschlagen. Kurz die Behörde, welche durchaus die Wahrheit verbergen wollte, ließ an die Stelle der Puppe ein wirklich stummes Kind meines Alters bringen, und verdoppelte die gewöhnliche Wache. Durch Letzteres wollte sie den Glauben verstärken, daß ich noch immer da sei. Dies Uebermaaß von Wacht-Maaßregeln hinderte meine Freunde, ihren

Plan so auszuführen, wie sie beschlossen hatten. Ich blieb also wie lebendig begraben in meinem heillosen Loche."

„Ich war damals etwa neun und ein halbes Jahr alt, war schon gewöhnt an die Härte meiner langen Leiden, und machte mir wenig aus der Kälte, die ich litt. Denn es war Winter, während ich in jenem vierten Stock eingesperrt lag. Meine Freunde hatten sich die Schlüssel zu verschaffen gewußt, um vorzubereiten, was für meinen Aufenthalt unerläßlich wäre. Kein Mensch konnte vermuthen, daß ich dort sei: dies Gemach wurde nie geöffnet. Auch wenn Jemand hinein gekommen wäre, so hätte er mich nicht sehn können, und selbst der Freund, welcher mich besuchte, konnte nur auf allen Vieren bis zu mir kommen. Fand er Hindernisse, so blieb ich still wie ein Unglücklicher im Hintergrunde meines Verließes. Oft wartete ich mehrere Tage auf die Ankunft meiner Ernährer."

Wer diese Freunde gewesen, diese „großen Seelen," wie er sie nennt? dies auszusprechen verbiete ihm, sagt er, die Klugheit. Vor Gericht werde er sie nennen; denn seine politischen Feinde benutzten

jeden Fingerzeig, um ihm zu schaden. Sie stellten Betrüger, falsche Dauphins auf, um jede Möglichkeit, daß der Dauphin noch existire, zu verdächtigen, sie trennten ihn von seiner Schwester, ja die Diener Gottes, die Priester heiligten die Lüge, um ihn nicht aufkommen zu lassen. Denn es sei ihnen ungelegen, daß der Sohn Ludwig XVI. noch existire.

Folgendes nur deutet er an, um zu zeigen wie die Verbindung nach außen, die Verbindung mit Freunden sich im Temple angesponnen habe:

„Wir waren noch in dem kleinen Thurme, und gingen eines Tages im Garten spazieren, da gab uns eine junge Schildwacht, die im Hintergrunde des Gartens, am Ende der Allee aufgestellt war, durch Zeichen zu verstehen, daß sie zu unsern Freunden gehöre. Man hatte sie dahin postirt, damit wir unsern Spaziergang nicht weiter ausdehnten. Die Schildwacht sah noch sehr jung aus und trotz ihrer acht oder neun und zwanzig Jahre hätte man ihr nicht mehr als achtzehn oder neunzehn zugetraut. Sie war eine verkleidete Frau, deren Mann am zehnten August ermordet worden. Später werde ich diese liebenswürdige und treue Schildwacht mit Na-

men aufführen, und meine Schwester wird die Wahrheit erkennen. Während ich im vierten Stock war, ereignete sich in diesem Betracht Vielerlei, was ich aus obigen Gründen jetzt noch verschweige. Ich kann nur erzählen, was mir durch meinen bis zum Tode getreuen Freund Montmorin mitgetheilt worden ist. Die Frau Herzogin von Angoulême hat ihn unter andern Verhältnissen sehr wohl gekannt!"

„Die revolutionaire Regierung hatte ihrer politischen Stellung gemäß für gut erachtet, den wirklichen Stand der Dinge nicht verlauten zu lassen, und hatte, wie gesagt, in diesem Sinne die Puppe durch ein stummes Kind ersetzt. Trotz dieser List und weil doch viele Leute den wirklichen Dauphin vollkommen gekannt hatten, gab sie Befehl, Niemand hinein zu lassen, der von des Dauphins Bekanntschaft sein könnte. Um aber das Dasein des vorgeblichen Dauphin zu bestätigen, schickte sie nur solche Leute, die im Geheimniß waren, oder solche, die mich nicht kannten."

„Ich kann nicht begreifen, wie sich trotz alle dem das Gerücht verbreitet hatte, der wirkliche Dauphin sei nicht mehr im Thurme. Dergleichen er-

schreckte denn die Aufrührer, und sie beschlossen, das stumme Kind sterben zu lassen. Zu dem Ende mischte man ihm Dinge, die es krank machen mußten, unter die Nahrungsmittel, und um dem Argwohne einer Vergiftung zu steuern rief man Herrn Dessault hinzu; natürlich nicht um das Kind zu retten, sondern nur um Humanität zu heucheln. Herr Dessault besuchte das Kind, und ward bald inne, daß man ihm eine Art Gift beigebracht: er ließ also durch seinen Freund den Apotheker Choppart ein Gegengift bereiten, und erklärte ihm übrigens, daß dies Kind nicht Ludwigs XVI. Sohn sei. Diesen hatte er gekannt." —

„Dessault's Eröffnungen sprachen sich weiter, die Mörder meiner Familie sahen mit Schrecken, daß sich das Leben des stummen Kindes trotz ihrer Giftmischerei verlängerte, und so ersetzten sie es denn durch ein anderes, welches sie aus einem der Pariser Hospitäler genommen hatten, und welches mit der englischen Krankheit behaftet war. Diese Maaßregel beruhigte sie zugleich darüber, daß man etwa auch entdecken könne, das Kind sei wirklich stumm, und um neuen Entdeckungen auszuweichen, ließen

sie Dessault und Choppart vergiften. Zu dem neu untergeschobenen Kinde kamen nur Aerzte, welche weder den Dauphin noch das kranke Kind jemals gesehn hatten, und diese glaubten natürlich, ich sei es, den sie behandelten."

„Hier sind die Beweise für das was ich da sage: während ich noch mit meinem Vater und Cléry eingeschlossen war, hatten sich hingebende Freunde verabredet, uns, mich und meinen Vater, des Nachts zu entführen, während treue Leute die Wache bezogen hätten. Die Vorsehung wollte, daß dieser Plan verrathen wurde, und um der Ausführung zuvorzukommen, ließen unsre Henker einen Riegel im Innern des Vorzimmers anbringen, und zwei Municipalgardisten wurden des Nachts mit uns eingeschlossen. Das war ein sichres Mittel, jede Ueberraschung zu vermeiden, weil sie nun selbst Jedermann, der in das Vorzimmer wollte, öffnen mußten. Um aber den Riegel zu befestigen sandte man eines Tags zwei Arbeiter, welche zwei Löcher in die Mauer machen sollten. Während des Frühstückes näherte sich einer dieser Arbeiter meinem Vater, welcher mit mir im Vorzimmer war, und machte ihm Zeichen.

Wir drei waren allein, und er übergab uns drei Rollen. Dies war Gold, dessen wir in dem Augenblicke bedurften. Der Arbeiter wollte noch sprechen und meinem Vater andere Mittheilungen machen, aber er ward abgerufen; mein Vater, eine Entdeckung fürchtend, steckte mir die Rollen ein, und ließ den Arbeiter gehn. Die Furcht war ungegründet. Einige Tage darauf trug mir mein Vater auf, eine dieser Rollen meiner Tante zu übergeben. Der Mann, welcher sie gebracht hatte, hieß J. P. Dieser brave Mann hatte von meinem Vater einen Brief für unsre Freunde draußen erhalten, und hatte sich durch sein Betragen volles Vertrauen erworben, er ward denn auch später beauftragt, meine Entführung zu unternehmen. Hochgestellte Leute der revolutionairen Regierung hatten dafür starke Summen erhalten von Seiten einer mächtigen Person. J. P. fand sich ein, und empfing — nicht mich, sondern statt meiner das stumme Kind. Den Vorschriften gemäß, die man ihm gegeben, brachte er das gerettete Kind in die Hände der Frau Josephine Beauharnais, welche später Kaiserin der Franzosen wurde. Als sie das Kind sah, schrie sie auf: Unglücklicher,

was haben Sie gethan! Durch diesen Mißgriff haben Sie den Sohn Ludwigs XVI. seines Vaters Mördern überliefert!"

Josephine hatte früher den wirklichen Dauphin sehr wohl gekannt, und eben so wohl das stumme Kind: denn sie hatte es Barras verschafft, als die Puppe ersetzt werden mußte."

„Die Richtigkeit dieser Dinge wird unwiderleglich vor Gericht erhärtet werden."

„Der unglückliche Stumme war also statt meiner aus dem Temple gebracht, und ich schmachtete noch im Thurme. Es ist wohl zu merken, daß man die wichtige Person, welche das Geld zu meiner Entführung gegeben, betrogen hatte: die Entführung des Stummen war also nicht das Werk meiner Freunde, und dieser Umstand erklärt die Worte der Madame Beauharnais: Unglücklicher, was haben Sie gemacht! Sie glaubte im Augenblicke, das Unternehmen sei verrathen, ich sei an den Ort zurückgebracht, dem ich entführt worden war, mein Untergang sei nun gewiß, und Barras habe diese Täuschung angewandt, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Sie wußte damals nicht, daß das stumme

Kind durch ein andres, sehr krankes ersetzt worden war.“

„Gebieterische Gründe zwangen indeß die Regierung, das Ende dieses unglücklichen Opfers zu beschleunigen. Es starb, hat man mir gesagt, den 8. Juni 1795, und nachdem es besichtigt worden, ward der Leichnam in einen Kasten gelegt, um beerdigt zu werden. Dieser Kasten und der Leichnam wurden in das Zimmer gestellt, welches früher mein Vater bewohnt hatte.“

„Während dies geschah, hatte ich eine starke Dosis Opium bekommen. Man legte mich in den Sarg, nachdem man das besichtigte Kind herausgenommen, und bewerkstelligte das Alles fast zu derselben Stunde, in welcher man den Sarg zu holen kam, um ihn auf den Kirchhof zu schaffen. Kaum war das todte Kind im vierten Stocke versteckt, an meinem Aufenthaltsorte, so luden meine Freunde, unterrichtet von allem, was vorging, den Sarg, welcher mich einschloß, auf einen Wagen.“

„Diejenigen, welche nichts wußten, glaubten, man beerdige mich. Aber der Wagen war vorbereitet. Auf dem Wege zum Kirchhofe legte man

mich in den Kasten im Fond des Wagens, und füllte den Sarg mit altem beschriebenen Papiere, um ihm dasselbe Gewicht zu lassen. Sobald der Sarg vergraben war, kehrten meine Freunde mit mir nach Paris zurück."

„Dort ward ich den Händen anderer Freunde anvertraut, ich kann mich aber in diesem Betracht auch nicht des Geringsten erinnern. Als ich erwachte, befand ich mich im Bett und in einem sehr saubern Zimmer allein mit meiner Krankenwärterin, welches Madame * war, die junge Schildwacht aus dem Templegarten."

„Glücklicherweise war alles das sehr schnell von statten gegangen, denn kaum war ich in Sicherheit, so wurde das Geheimniß entschleiert. Aber trotz aller Anstrengung meiner Verfolger war ich gerettet und wohl verborgen. Das Publikum sprach damals schon hin und wieder davon, es sei nicht der Dauphin gewesen, den man beerdigt habe. Dadurch eingeschüchtert gab die Regierung ihren Agenten Befehl, den Sarg auszugraben, ihn fest zu vernageln

und anderwärts wieder zu beerdigen, damit ihn im Fall der Nachsuchung Niemand finden könne. Außer diesen Maaßregeln ließ man überall nachspüren unter verschiedenartigem Vorwande. Meine Freunde voll Besorgniß, daß ich entdeckt werden könnte, verkleideten mich, und schickten mich in einem Wagen von Paris fort, denn sie hielten es für besonders rathsam, mich aus der Hauptstadt zu entfernen. Gleichzeitig ließen sie, um unsre Feinde irre zu leiten, ein Kind aus Versailles mit seinen Eltern unter meinem Namen abreisen."

„Treue Diener empfingen mich auf der Reise mit der strengsten Diskretion und mit der zartesten Aufmerksamkeit; ich sollte mich in die Mitte des Vendéer-Heers begeben. Aber die sorgsamste Aufmerksamkeit konnte mich nicht vor einer Krankheit bewahren, welche die unvermeidliche Folge all der herben Erfahrungen war, und unter deren Wucht meine Gesundheit erliegen mußte. Ich blieb allein mit Madame *, die mich nicht verließ und mit der rührendsten Theilnahme pflegte."

„Als ich zur Hälfte hergestellt war, beschäftigte sie sich damit, mich in der deutschen Sprache zu un-

terrichten, auf daß ich leichter für ihren Sohn gelten könnte. Denn sie war aus der Schweiz gebürtig, und war, wie ich oben gesagt, die Witwe eines Opfers vom zehnten August."

„Während all der Zeit, die ich mit ihr im Schlosse eines unsrer Freunde verbrachte, sah ich Niemand. Eines Tags indessen kamen drei Personen, in Uniform gekleidet, die ich nicht kannte."

„Sie sagte mir, dies sei der General Charette mit zwei seiner Freunde."

„Meine Krankheit dauerte lang und entwickelte sich unter sonderbarem Ansehn: Ich war in allen Gelenken geschwollen und ging nur sehr mühsam; über meinen ganzen Körper bildeten sich Geschwüre, und ich trage heute noch die Narben davon. Diese Krisis vertrieb mir die peinigenden Schmerzen, und nach und nach befestigte sich meine Genesung."

„Aber das tiefste Geheimniß schützte uns nicht vor Verrath: zur Nachtzeit drangen Gensdarmen in unsere Behausung, rissen mich aus dem Bett, und brachten mich wieder in's Gefängniß."

„Ich wußte, daß auf dem Schlosse ein Herr B., den ich später nennen werde, und bei dem ein Gen=

ser war, mit Madame * korrespondirte. Er hatte eine andere Freundin, welche früher Palastdame meiner guten Mutter gewesen war, und diese Leute waren es, die uns damals alles Nöthige verschafften. Ich habe Herrn B. von Weitem gesehn. Er war immer als alter Bauer verkleidet und war mir damals unbekannt. Er unterhielt einen Briefwechsel mit Madame Beauharnais, und diese rettete mich auch aus meinem neuen Gefängnisse. Ich ward dem Herrn B. übergeben, und fand bei ihm ein junges Mädchen Namens Marie und dessen Jäger Johann, der in Wahrheit Montmorin heißt. Meine Leser wie alle alten Franzosen werden im Lauf meiner Geschichte diese treue Seele bewundern."

„Diese beiden Freunde leiteten von nun an meine Angelegenheiten. Man ließ einen Mann mit seinem Sohne kommen, welcher letztere mit mir in gleichem Alter war. Der Mann empfing das nöthige Geld, um sich nach Amerika einzuschiffen, und als diese Maaßregeln in's Werk gesetzt waren, schickten wir uns selbst an, nach Venedig zu gehn."

„Dort blieben wir einige Zeit. Dann gingen wir nach Triest, dann nach Italien, wo wir verbor-

gener Weise vom heiligen Vater Pius dem Sechsten beschützt wurden. Ich besitze noch die treue Kopie einer lateinisch geschriebenen Piece, die mich betrifft, und die von ihm „Pius Sextus“ unterzeichnet ist. Ich nannte ihn eben „heiliger Vater“, und er war es in voller Bedeutung des Wortes. Ich habe nie wieder einen edleren und verehrungswürdigeren Greis gesehn, einen König, der keine Nachahmer gehabt hat.“

„In Italien fand sich Madame * wieder zu mir mit ihrem zweiten Gatten. Einige Zeit nach dieser glücklichen Wiedervereinigung fanden uns auch der Mann mit seinem Sohne wieder, die sich vor uns eingeschifft hatten, und die nun kamen, um uns zu dienen.“

„Aber dies Glück war von kurzer Dauer: das Revolutionsheer drang in Italien ein, meine Verfolgungen begannen von Neuem und ich war wieder genöthigt, mich zu verbergen. Wir vergruben heimlich unsre kleinen Reichthümer, und verließen mitten in der Nacht unsern Zufluchtsort. Ach es war schon zu spät: eine schreckliche Verrätherei, deren ich hier nicht weiter gedenken

will, stürzte mich in neuen Jammer. Der Mann mit seinem Sohne war verschwunden, und das Haus, welches wir bis dahin eingenommen hatten, das Eigenthum eines Freundes vom heiligen Vater, ward verbrannt. Wir flüchteten, und waren in wenig Tagen auf der See, um nach England zu steuern."

„Meine Unfälle waren unerhört! Ich will nicht Mitleid erregen und erzähle nur einen kleinen Theil davon, nur die Umstände, welche meinem Prozesse dienlich sind. Ich kann also die entsetzliche Ermordung des Herrn B. und der jungen Marie nicht mit Stillschweigen übergehn. In Folge dieses bejammernswerthen Ereignisses ward ich auf dem Meere ergriffen, und nach Frankreich zurückgeführt."

„Ich hatte keinen Freund mehr als Montmorin, der allein den Verfolgern entging und verstohlen, ohne daß ich's wußte, meiner Spur folgte."

„Ich wurde gleich nach meiner Landung in Frankreich eingekerkert. Zwei Fremde, deren Namen ich nicht weiß, kamen zu mir und forderten

mich auf, mich zum Mönch machen zu lassen, dies sei das einzige Mittel zu meiner Rettung. Ich stieß ihr Verlangen zurück, und nach einem langen Verhöre gingen sie. — Einige Zeit darauf ward ich in der Nacht an Bord eines kleinen Fahrzeugs gebracht, eingeschifft und in einen Hafen geführt, wo Bewaffnete und ein Wagen mich erwarteten. Nach einer Tour von vier Tagen und vier Nächten ward ich wieder in ein Gefängniß gebracht. Eine Frau, die mir ein verkleideter Mann zu sein schien, war die einzige Person, welche ich sah. Sie besorgte meine Wartung."

„In diesem Gefängnisse, in welchem ich bis Ende des Jahres 1803 blieb, wurde ich grausam gemißhandelt. Montmorin brach meine Ketten, und ich bekam noch einmal meine Freiheit durch den Willen der guten Josephine. Sie hatte ihren Gatten Napoleon mit Hilfe des Minister Fouché zu täuschen gewußt."

„Während des Winters bis zu Anfang des Jahres 1804 beschäftigten sich die Freunde mit meinen Angelegenheiten. Pichegru ward an den Grafen von Provence gesendet, um sich mit ihm

zu verständigen. Wird es die Welt glauben, daß dieser Verwandte, unempfindlich für die Stimme der Natur und nichts hörend als das Verlangen ehrgeiziger Politik, das Zutrauen meiner Freunde verrieth, und daß mein letztes Asyl angezeigt wurde. Zur Flucht genöthigt richteten wir unsern Marsch gegen Ettenheim in Deutschland, den Aufenthaltsort des Herzogs v. Enghien, dem man das Geheimniß meiner Existenz mitgetheilt, als er sich heimlich nach Paris begeben hatte. In der Gegend von Straßburg wurde ich arretirt und heimlich in die Festung dieser Stadt gesetzt, bis die Gensdarmes mich wieder abholten. In einer Postkutsche entführt rollte ich drei Tage und Nächte ohne anzuhalten, inmitten der dritten Nacht sperrte man mich in die Tiefe eines Kerkerlochs, das ich ausführlich beschreiben will."

„Ich glaube wir kamen an um Mitternacht; man ließ mich vom Wagen steigen und ziemlich weit zu Fuße gehn. Wir hielten vor einer Thür, die in ein großes Gebäude ging, und meine Führer öffneten diese Thür, hinter welcher wir einen langen Korridor durchschritten, der sich dergestalt

rechts und links wendete, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war. Man brachte mich in ein Verließ von schwarzer Finsterniß, welches keine andere Oeffnung hatte als die Thür. Dort ward ich eingeschlossen, und ich hörte bald am dumpfen Ton der Fußtritte, daß meine Begleiter sich entfernten. Die finsterste Nacht umgab mich. Ich weiß nicht, wie lang diese Situation gedauert hat: die Riegel wurden geschoben, und ein Mann mit einer Blendlaterne erschien vor mir. Er brachte mir eine Suppe, in welche Wein gemischt sein mochte, und ließ sie mich in seiner Gegenwart verzehren. Dieser Mann war mein Kerkermeister; er hieß mich zur Ruhe gehn und entfernte sich. Die Suppe war sehr heiß gewesen, sie hatte mich ein wenig hergestellt von meinen peinigenden Anstrengungen, und ich schlief bald ein. — Als ich aufwachte, suchte ich umsonst nach Licht. Ich konnte mir nicht einbilden, daß mein Kerkerloch gar kein Fenster hätte, ich glaubte also den Tag über geschlafen zu haben und erst während der zweiten Nacht aufgewacht zu sein. Ich glaubte dies um so mehr, als mein Kerker-

meister wieder mit seiner Laterne kam. Dies Mal brachte er mir keine Weinsuppe, sondern er stellte auf meinen groben hölzernen Tisch einen Wasserkrug und ein kleines rundes Brot von etwa zwei oder drei Pfund, welches sonderbar in Schneckenform zerschnitten, obwohl kein Stück losgetrennt war. Er ging wieder ohne ein Wort zu sprechen. — Trotz des bittern Grams, der mich verzehrte, schlief ich wieder ein, und ich erwachte wieder in vollständiger Finsterniß. Ich stand auf, denn ich hatte Hunger. Ich tastete nach dem Tische und fand den Krug; das Brot war verschwunden. Nun bildete ich mir ein, es bewohnten noch andre lebendige Wesen mit mir dieses Loch, und sank wieder auf mein Lager. Aber nun kam kein Schlaf mehr auf meine Augen, denn der Hunger marterte mich allzu empfindlich. Aufmerksam auf Alles, was um mich her vorgehen könnte, hörte ich bald die Schritte meines Kerkermeisters, hörte die Riegel knarren und die Thür sich öffnen. Dieser Mann kam mir vor wie ein Gespenst aus den Legenden der Vergangenheit. Er brachte mir Brot und Wasser. Um-

sonst fragte ich ihn, wer das Brot, welches ich nicht gegessen, weggenommen hätte, umsonst bat ich ihn, mir zu sagen, wo ich wäre: er antwortete nicht eine Sylbe und ging, als ob er stumm sei. — Ich aß sogleich die Hälfte des Brotes, trank Wasser und legte mich wieder. Beim Erwachen suchte ich die Hälfte meines Mundvorrathes, es war aber wie das erste Mal nichts mehr vorhanden. Ich mußte mich also in Geduld fassen, bis zur Rückkunft meines Kerkermeisters. Indessen schien mir's, als ob meine Augen sich verändert hätten, sei's, daß sie sich an die Finsterniß gewöhnt, sei's, daß das Tageslicht stärker war. Ich sah am Gewölbe meines Kerkers eine Art Luftloch, welches einige Lichtstrahlen in dies Grab, worin ich lebendig begraben war, dringen ließ. Ich konnte wenigstens meine Hände unterscheiden, wenn ich sie an den Augen vorüber zog und eben so das Luftloch. Dies waren die einzigen sichtbaren Gegenstände. Zu den Füßen hinab konnte ich durchaus nicht sehn."

„Ich schmachtete seitdem, ich weiß nicht wie viel Tage, in dieser entsetzlichen Abgeschiedenheit,

und mein Brot wurde mir oft entwendet, ohne daß ich den Dieb entdecken konnte. Der Hunger, welcher mich quälte, forderte indessen Klugheit. Sobald ich also wieder neu versehen war, und nachdem ich die Hälfte des Brotes gegessen hatte, wickelte ich den Rest beim Niederlegen in meine Decke. Diese Vorsicht hinderte nicht, daß ich bei meinem Erwachen nichts mehr fand. Allerdings hatte ich bemerkt, daß Geräusch um mich gewesen war, konnte aber die Ursache davon nicht errathen. Ich beschloß, dahinter zu kommen: ich wickelte mich wie gewöhnlich in meine Decke mit dem Reste meines Brots und stellte mich schlafend. Bald erschienen denn Gäste von der Stärke eines Kaninchens, und trippelten um mich her. Ich griff mit der rechten Hand darnach, um einen zu erhaschen, hatte ihn aber kaum gefaßt, als ich auch einen meiner Finger durchbohrt fühlte. Erschreckt ließ ich sogleich los, mein Blut strömte und ich empfand einen lebhaften Schmerz. Die Wunde, welche ich noch am Finger trage, spricht für die Wahrheit meines Berichts. Eingeschüchtert sah ich mich nun gezwungen, all mein Brot auf einmal zu

essen, wenn ich nicht mit meinen langschwänzigen Nachbarn theilen wollte, denn ich vermuthete, daß es große Ratten seien, und überzeugte mich bald davon. Ich bin oft durch diese Thiere betrogen, und getreten worden. Wenn ich ihnen nichts übrig ließ für ihre Gefräßigkeit, so machten sie viel mehr Lärmen, und wenn ich ihnen Futter zuwarf, so grunzten sie wie kleine Schweine. Besser wie manche Menschen haben sie mir nie etwas Schlimmeres gethan, als daß sie mein Brot stahlen und dies thaten sie aus dem Triebe der Selbsterhaltung. Die Menschen dagegen haben auf mein Leben und meine Ehre gefahndet."

„Mein Lager bestand aus einem Haufen Stroh, welches auf der Erde in einem Winkel meines Kerkers ausgebreitet war, und aus einer wollenen Decke. Der Kerker bildete ein viereckig Gewölbe, feucht und kalt. Wäsche oder Kleidung erhielt ich nie; es kam eine Zeit, daß ich kein Hemd mehr hatte. Rock und Hose bestanden nur noch aus Lumpen, und um mich zu bedecken mußte ich meinen Körper in jene Wollendecke wickeln, welche

tausendfach von den Ratzen durchlöchert war. Sie hatten wahrscheinlich ihre Jungen darin gehabt."

„Ich war neunzehn Jahr alt, als ich in diese unterirdische Tiefe gebracht worden war, in diesen finstern Aufenthalt, wohin weder Sonne noch Mond drang. Alle Vorstellung vom Tageslichte war aus meinem Geiste gewischt, eben so die Eintheilung der Zeit. Nach der Abgerissenheit meiner Kleidungsstücke bildete ich mir ein, meine Gefangenschaft habe schon ein halbes Jahrhundert gedauert. Ich kannte jeden Schritt meines Kerkers, und meine Ohren entdeckten aus weiter Ferne den Tritt meines Kerkermeisters. Außer diesem Geräusche hörte ich nur das der Trommeln, und dies schien mir fernes Rollen des Donners zu sein. Das Luftloch, durch welches Luft und Sonne reichlicher hätte eindringen können, kam mir vor wie eine lange Röhre, deren Ende auf schmutziges, von der Sonne beschienenes Wasser mündete, oder welche mit Wachsleinwand verdeckt wäre. — Das Viereck in meinen Mauern hatte etwa zwölf Fuß im Durchmesser."

„Allein in diesem verborgenen Loche der Erde, verlassen von aller Welt philosophirte ich bitter

darüber, daß mir kein Freund übrig geblieben und betrachtete ich mich wie einen, welcher vorzeitig für immer beerdigt sei. Meine Haare, die ich nicht schneiden konnte, waren wieder lang und lockig geworden, mein Bart war dicht gewachsen, und wenn ich mein Gesicht mit der Hand befühlte, so konnte ich mich für ein wildes Thier halten. Meine Nägel waren dergestalt gewachsen, daß sie in Stücke brachen, und ich konnte dem Uebel, welches daraus entstand nicht anders entgehn, als daß ich sie mit den Zähnen abnagte. Meine Einbildungskraft gab sich der Verzweiflung hin, nie wieder die Oberfläche des Erdballes zu sehn — da wurde ich plötzlich mitten in der Nacht geweckt durch zwei Wesen, die meinen Namen riefen. Ich erhob mich mit meiner Decke, im erbärmlichsten unsaubersten Zustande, bestreut mit Strohhalmen, die sich auf meinem Körper zerrieben hatten, denn das Stroh war nicht erneuert worden. Bei diesem Anblicke, bei dem Anblicke meines verwilderten Gesichts und des abschreckenden Elends, welches meine ganze Person darstellte, schrieen meine Befreier auf, überwältigt von Ueberraschung und Rührung. — Mein Kerker-

meister, welcher mit seiner Laterne dabei war, nickte mit dem Kopfe und sagte: Ja, ja, er ist es selbst! — Dieser Mann hatte auf der linken Backe eine lange Schmarre, die wahrscheinlich von einem Säbelhiebe herrührte. Er nahm mich an der Hand, um einen meiner Finger zu zeigen, welcher eine Narbe trug, deren Ursache meinen Rettern bekannt war. — Die Freunde führten mich nun gleich aus dem Kerker, aber ich ward ohnmächtig, sobald ich freie Luft athmete. Ich kam zu mir in einem Wagen, der so schnell fuhr, daß man hätte glauben können, er habe Flügel. Wir kamen noch dieselbe Nacht an einen neuen Zufluchtsort, und ich ward in einem abgelegenen Zimmer versteckt. Ich durfte es nicht verlassen, um nicht der Gefahr neuer Verhaftung ausgesetzt zu sein. Meine Freunde behandelten mich mit der zärtlichsten Sorgfalt, aber sie konnten damit den Keim einer schweren Krankheit nicht zerstören, welche mit den beunruhigendsten Symptomen ausbrach. Es fehlte nicht viel, so hätte ein frühzeitiger Tod meine Leiden geendet, und in einem Tage alle Hoffnungen, so viel Eifer und Hingebung, so viel Mühe und gefährliches Wagniß um mich vernichtet.

Aber die wachende Vorsehung erhielt mich für eine Zukunft, deren unwandelbare Bestimmungen ich nicht ergründen kann. Fast wunderbar ward ich wieder hergestellt, und kaum konnte ich auf den Beinen schwanken, so ward auch mein Asyl wieder entdeckt. Ich reis'te wieder eiligst von dannen, und hatte nur den treuen Montmorin zur Begleitung."

„Erschöpft von so viel Schlägen erreichten wir Frankfurt am Main, und ruhten dort aus, und vertauschten unsre Kleider bei einem Juden. Wir waren damals im Frühlinge von 1809. Ich erfuhr hier von Montmorin, daß ich ungefähr vier Jahre in dem Kerker, welchen ich beschrieben, gewesen war. Wenn ich meine Gefangenzeit zusammenrechnete von da an, als ich mit meiner Familie in den Temple gebracht wurde, so ergaben sich siebenzehn Jahr mehr oder minder strenger Gefangenschaft. Denn selbst wenn ich bei meinen Freunden war, blieb ich gefangen."

„Da ich wußte, daß Madame Josephine mich früher beschützt, so fragte ich Montmorin, warum sie mich diesmal so lange im Elend gelassen. Ich erfuhr folgendes: Bonaparte hatte entdeckt, daß sie

mich mehrmals gerettet habe, und hatte ihr, um sie von dieser Bahn abzubringen, die Aussicht eröffnet, ihren Sohn Eugen auf den französischen Thron zu erheben. Die Eigenliebe einer Frau, die übrigens so unzweifelhaft rechtschaffen, war unter den Reizen eines so verführerischen Ehrgeizes erlegen. „„Dennoch““ — setzte Montmorin hinzu — „„ist sie es wiederum, welche Sie dies letzte Mal gerettet hat. Sie hat ihren Freunden den Ort Ihrer Gefangenhaltung, der ohne sie nicht aufzufinden war, entdeckt. Glauben Sie übrigens nicht,““ — sagte er noch — „„daß ihr Betragen das Ergebniß der Großmuth sei, nein, es ist einfach eine Berechnung für die Zukunft: Bonaparte hat den Plan, sich nach Ihrem Tode von ihr zu trennen und eine zweite Ehe zu schließen. Diesem Motive verdanken Sie Ihre gegenwärtige Freiheit.““ —

— „Während ich mit meinem Vater und Cléry im Temple gefangen saß, dachten zahlreiche Freunde daran, uns zu befrein. Meine gute Mutter theilte diese Hoffnungen. Deshalb schrieb sie alle Kennzeichen auf, welche ich an meinem Körper trug,

damit ich jedenfalls untrüglich zu erkennen sei. Dies Papier befand sich unter andern Papieren in Montmorin's Händen; und er hatte sie, um sie sicher zu stellen, in den Kragen meines Rocks genäht. Dringend empfahl er mir, sie Niemand anzuvertrauen, weil sie den unwiderleglichsten Beweis meiner Aechtheit vor den Königen und deren Gerechtigkeit enthielten. Daher ist das Gerücht entstanden, die Königin von Frankreich habe ihre Kinder gezeichnet, bald durch einen Ring, bald durch Tätowirung, bald durch andere Mittel. Namentlich habe sie auf die linke Hüfte ihres Sohnes das Bild des heiligen Geistes in Gestalt einer Taube gemacht. Ich bezeuge, daß all diese Sagen irrthümlich sind, und ich berufe mich auf die Frau Herzogin von Angoulême selber. Es ist indessen in der That wahr, daß die Natur auf meine linke Hüfte das Bild einer fliegenden Taube gezeichnet hat. Dieses durch Adern gebildete Zeichen ist vollständig von meiner Mutter beschrieben worden, und mein Vater, die Richtigkeit dieser Beschreibung bestätigend, hat es besiegelt mit seiner Unterschrift und mit dem Siegelabdruck, dessen er sich im Templethurm bediente." —

— „Sobald wir von unsern Freunden in Frankreich Nachricht und einen Kreditbrief hatten, verließen wir in Eile Frankfurt, und gingen mit der Post auf der Straße nach Böhmen weiter. Wir kamen nach einem langen Kurse in Deutschland an, und fanden in einer Stadt, die inmitten eines Thals an der Elbe lag, einen Mann, der uns zum Herzoge von Braunschweig führte. Dieser gab uns Empfehlungsbriefe nach Preußen."

„In einer kleinen Stadt an der österreichschen Grenze Namens Semnicht ruhten wir uns aus, und gingen dann nach Dresden, in welches uns der Eintritt nicht gestattet wurde. Wir waren zu einem langen Umwege genöthigt, und kamen endlich in's Königreich Preußen. Dort stiegen wir in einem Dorfe ab, und kehrten in einem Gasthofe ein, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Es war des Abends und wir waren außerordentlich müde. Sobald wir also zur Nacht gegessen hatten, zogen wir uns in eine Art von Zimmer zurück, um uns schlafen zu legen. Wir waren eben tief eingeschlafen, als man uns weckte, uns als Spione, wie man sich ausdrückte, fest nahm, und zum

Kommandanten eines bewaffneten Korps führte, welches an demselben Abende die Umgegend besetzt hatte.“

„Es war dies der Major Schill. Mein Freund Montmorin übergab ihm den Brief des Herzogs von Braunschweig, er war vollkommen zufrieden gestellt, und behielt uns bei sich bis zu dem Augenblicke, da seine kleine Armee von den Westphälingern vernichtet wurde. Ich wußte während unsres Marsches nicht viel von dem, was vorging, ich hörte nur immer von einer Vereinigung mit dem Herzoge von Braunschweig sprechen. Wir waren jeden Tag von einem starken Truppenkorps verfolgt, und endlich von ihm in einer kleinen Stadt angegriffen. Der brave Befehlshaber ließ uns abreisen, weil er nicht mehr die Mittel hatte uns zu schützen, und gab uns eine Reitereskorte mit, die ein deutscher Graf, Veptel oder Vetel, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, befehligte. Wir fielen in die Hände des Feindes, der sich in Masse auf uns warf. Wir versuchten zu entfliehn, aber es galt, uns zu vertheidigen, denn man schrie uns zu: Kein Pardon! Der junge Graf, welcher ein gutes

Pferd hatte, konnte allein entkommen. Mein treuer Montmorin fiel neben mir den Säbel in der Hand, ein Elender hatte ihm von hinten den Kopf gespalten, nachdem er schon vorher den Czako verloren hatte. Ich selbst wurde verwundet; man schoß auf mich, und mein Pferd stürzte todt nieder, der Art, daß mein linker Fuß unter ihm im Steigbügel blieb und daß ich trotz aller Anstrengung nicht im Stande war, mich frei zu machen. Ein Infanterist kam zu mir und stieß mich heftig mit seinem Flintenkolben auf den Kopf. Es war, als wenn mich der Blitz träfe, ich wurde dergestalt ohnmächtig, daß mir die Erde sich wie eine Kugel um mich zu drehen schien. Wie lange Zeit diese Lage gedauert hat weiß ich nicht, als ich zu mir kam befand ich mich in einem Hospitale. Meine natürlichen Fähigkeiten waren stark erschüttert, und die Menschen, die um mich waren kamen mir wie Riesen vor. Meine Glieder selbst, die Finger zum Beispiele erschienen mir lang wie Fichtenbäume, meine Beine schwer und dick wie Tonnen."

„In diesem peinlichen Zustande gewahrte ich eines Tages, daß man mich in Stroh auf einen

Karren packte; es ist mir noch heute wie ein Traum, und ich befand mich, als meine Wiederherstellung fast vollendet war, in der Festung Wesel an der Grenze Frankreichs. Unter den dort gefangenen Leuten von Braunschweigs oder Schill's Korps wurden mehrere ungerechterweise auf Napoleon's Befehl zu den Galeeren bei Toulon verurtheilt. Ich gehörte zu diesen Opfern des Despotismus ohne zu wissen warum. Man brachte uns in das innere Frankreich und schleppte uns wie Räuber aus einem Gefängnisse in das andere. Ich besaß nicht einen Sou; man hatte mir auf dem Schlachtfelde nichts gelassen als meinen Ueberrock, den ich im Hospital zu Wesel auf meinem Bettlager wiederfand. Wir wurden auf dem Marsche so roh von den Franzosen behandelt, daß selbst diejenigen welche sich mitleidig unsrer annehmen wollten weggeschreckt wurden durch den Zuruf: Sie sind von Schill's und Braunschweigs Banden!"

„Diese Behandlung warf mich wieder danieder, denn ich war nicht völlig hergestellt gewesen, und die Eskorte war genöthigt, mich mitten in einem Dorfe zu lassen, wo ich die Besinnung verloren

hatte. Ein feiner Regen, der mich durchnäßte, brachte mich wieder zum Bewußtsein, aber es war mir unmöglich, mich aufrecht zu erhalten. Eine alte Frau, und ich glaube auch deren Tochter traten zu mir und waren mir behilflich. Der Durst verzehrte mich, mein Blut brannte, mein Kopf war in dem Zustande einer völligen Betäubung: alle Gegenstände drehten sich vor meinen Augen. Ich versuchte zu sprechen, konnte es aber nicht, und bloß die Bewegung meiner Lippen gab zu erkennen, wie sehr ich außer mir sei. Die Frau brachte mir Milch und ich trank in langen Zügen, es kam dann ein Karren, und ich wurde in's Hospital der benachbarten Stadt transportirt. Dort begegnete ich einem Schill'schen Husaren Namens Friedrichs, den man Frédéric nannte, und der schon in der Genesung war. Er erkannte mich sogleich, und meiner Verschwiegenheit sicher rieth er mir, mit ihm zu entweichen. Das wurde denn auch bald in's Werk gesetzt. Als meine Gesundheit wiederhergestellt war, benutzten wir eine Nacht, die von einem heftigen Gewitter beunruhigt war. Wir stiegen in einen Keller, den ich für eine Gruft gehalten

hätte, denn er war voll Kasten, die wie Särge aussahen, und wir hatten von hier aus nur ein kleines ovales Fenster zu passiren, welches durch ein eisernes Kreuz gesperrt war. Wir benutzten die Kasten als Gerüst und das alte Eisenkreuz, das der Rost schon zerfressen hatte, war bald zerbrochen. Wir kamen hinaus und geriethen in einen Hofraum, der von hohen Mauern eingeschlossen und von zwei Schildwachen besetzt war. Letztere hatten sich vor dem Sturzregen in ihre Schilderhäuser zurückgezogen, wir hatten aber doch die größte Vorsicht nöthig, nicht durch das kleinste Geräusch ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Friedrichs stieg denn an mir in die Höhe auf die Mauer hinauf; er hatte einen Quersack bei sich, dessen Inhalt ich vorher nicht kannte. Er sollte mir aber als Seil dienen, um auch daran hinauf zu klettern. Ich konnte indessen trotz dieser Hilfe und trotz all unsrer Anstrengungen nicht hinauf kommen — ich machte Geräusch, und das „Qui vive!" erscholl von allen Seiten. War es nun Furcht, wieder ergriffen zu werden, war es unmittelbares Ergebniß von Gottes Willen, ich kam plötzlich wie ein Blitz hinauf, ohne zu wissen wie.

Von der andern Seite sprangen wir nicht hinab, sondern fielen in einen tiefen Graben, und mein Fall gerieth so wenig glücklich, daß ich nicht mehr gehen konnte."

„Warum man uns nicht verfolgte, begreife ich nicht. Friedrichs nahm mich auf seine Schulter, und trotz der Last erreichte er mit mir ein Gebüsch, in dessen Gesträuch er mich niederließ. Dort hob er mir den ausgerenkten Fuß wieder ein, und dies gelang so gut, daß ich nach und nach die Schmerzen verlor. — Es regnete ununterbrochen, und war so finster, daß wir nur von Zeit zu Zeit beim Leuchten der Blitze unsern Weg unterscheiden konnten."

„Allmählig verzog sich das Gewitter, und der Tag dämmerte. Wir glaubten uns bereits weit von dem Orte unsrer Entweichung, und suchten einen Versteck. Wie groß war aber unser Schreck, als wir bemerkten, daß wir in der Dunkelheit uns nur im Kreise umhergetrieben hatten, und wieder auf dem Punkte waren, von wo wir des Nachts ausgegangen. Und von Weitem bemerkten wir Bewegung. Es konnten dies Arbeiter sein, wir glaubten aber, es seien unsre Verfolger, und flüch-

teten in das glücklicherweise hohe und dichte Getraide. Großer Gott! welch ein entsetzlicher Tag! Ich werde ihn nie vergessen! Der Regen hatte etwa bis gegen zehn Uhr gedauert, und gegen elf Uhr legten wir uns in den Koth. Der Himmel hatte sich aufgeheitert und eine glühende Sonne peinigte uns dergestalt, daß wir abwechselnd immer die versengte Hälfte des Körpers in die feuchte Erde herumkehrten, um uns abzukühlen. Am Abende sahen wir nicht mehr wie Menschen aus, sondern wie unreine Geschöpfe, die sich im Kothe gewälzt hatten. Den ganzen Tag über hatten wir keine Nahrung gehabt. Wenn wir uns die Zunge benetzen wollten, so mußten wir die Getraidehalme käuen. Und dennoch schliefen wir ein mitten in dieser Tortur, als die sich neigende Sonne uns nicht mehr traf, und es war schon Nacht geworden, als Friedrichs mich weckte, um unsern Marsch wieder anzufangen. Hunger und Durst peinigten uns so grausam, daß wir genöthigt waren, in einen Garten einzubrechen, und die Bäume zu plündern. Ich glaube, er stieß an ein kleines Dörfchen. Wir waren in einem Augenblicke über die Hecke hinweg und an den Bäumen. Grüne Birnen

und saure Aepfel waren unser Frühstück, unser Mittagessen und Abendbrot: wir füllten unsre Taschen damit und setzten unsre nächtliche Reise fort. Bei jedem neuen Tagesanbruch steckten wir uns in einen Wald oder in ein Gebüsch oder in's Getraide. Wir konnten nur des Nachts marschiren, denn keiner von uns hatte einen Paß."

„Es ist nicht mein Zweck hier die ungeheure Reihe von Leiden aufzuzählen, welche mit dieser Reise verbunden waren; ich erzähle nur, was für den Lauf meiner Geschichte und für die Verknüpfung der Thatsachen unerläßlich ist. Ich übergehe also Alles, was dazwischen liegt, und versetze mich unmittelbar nach Deutschland, wo wir nach tausend und abertausend Schicksalen ankamen. Ich hatte das schmerzliche Unglück, dort meinen Freund Friedrichs zu verlieren. Dies geschah folgendermaaßen: Während unsrer anstrengenden Märsche hatte er es auf sich genommen, fouragiren zu gehen, wie er's nannte, sobald er den Augenblick für günstig erachtete. Ich weiß nicht, durch welche Mittel er immer zu etwas kam. Er ließ mich mit seinem Quersack versteckt zurück, und seine Rückkehr versorgte uns

stets mit Brot, Käse, Früchten u. dgl. Wir waren eines Tages auf der Grenze von Westphalen angekommen, nachdem wir die ganze Nacht marschirt und von einem strömenden Regen durchnäßt waren. So wie der Tag kam, flüchteten wir uns in einen Wald. Dort fanden wir einen Baum, dessen Stamm hohl war und stiegen hinein, den Augenblick abwartend, da Friedrichs wieder nach Lebensmitteln ausgehn sollte. Wir beobachteten immer die Vorsicht, in der Nähe einer Ortschaft anzuhalten, selbst wenn wir noch weiter gekonnt hätten. Mitunter zwangen uns auch Ermüdung oder andere Hindernisse, früher Halt zu machen, als unsre Absicht gewesen war."

„Es mochte etwa neun Uhr sein. Den Quersack Friedrichs an der Seite war ich wie gewöhnlich eingeschlafen, unbekümmert um das Schicksal meines Freundes, während er seinem gewöhnlichen Geschäfte nachgegangen war. Da entdeckte ein großer schwarzer Hund meinen Versteck, und der Herr desselben, welcher ihm gefolgt war, zog mich aus der hohlen Eiche. Es war ein Hirt, der seine Schafe in der Umgegend hütete. Er hielt mich für einen westphälischen De-

serteur, und mein Zustand flößte ihm Mitleiden ein, denn er hatte selbst einen Sohn bei der Armee Napoleons in Spanien. Er schlug mir vor, bei ihm bis zum Abende zu bleiben, und versprach mir, mich einige Tage auf seinem Heuboden zu verstecken, damit ich, wie er sich ausdrückte, wieder ein wenig hergerichtet würde. Ich machte ihm begreiflich, daß ich nicht allein sei, und daß ich die Rückkunft meines Kameraden, der nach Nahrung in den nächsten Ort gegangen sei, abwarten müßte. Der Hirt fragte mich nach Friedrichs Aussehen, und als ich's ihm beschrieben, rief er aus: Ach, diesen braven Mann werdet Ihr nicht wieder sehn, die Ritter vom Strick haben ihn gefaßt! Es ist nicht lange her, daß sie ihn hier durchgeführt haben nach der nächsten Stadt. — „Wer sind die Ritter vom Strick?" — Das sind die neuen Gensdarmes, die man hier Stric = Bereiter nennt."

„Nun vermochte er mich, sein wohlwollendes Anerbieten anzunehmen, und redete mir's aus, wie ich mir's in den Kopf gesetzt hatte, meinen Gefährten aufzusuchen. Er versicherte mich und machte mir begreiflich, daß Friedrichs vielleicht eher ohne mich

entkommen könnte. Während er so sprach, um mich zu bestimmen, nahm er Friedrichs Quersack, und warf ihn auf seinen Rücken. Gegen Abend folgte ich ihm in sein Haus, er stellte mich seiner alten Frau vor, die er „Mutter" nannte, und setzte hinzu: Da ist auch ein unglücklicher Sohn! Thu ihm Gutes, weil der gute Gott vielleicht auch unser Kind in Spanien beschützen wird. — Darauf weinten die beiden alten Leute, denn es war ihr einziger Sohn. Ich theilte ihr Abendbrot, und man führte mich dann zum Schlafen auf den Heuboden. Die gute Frau ließ mir alle ersinnliche Sorge angedeihn, und ich genoß diese rührende Gastfreundschaft bis zum Morgen des dritten Tages, da der gute Hirt mich weit weg führte von seiner Ortschaft bis auf die Landstraße. Er stellte mir mit Friedrichs Quersacke drei Silberstücke zu, Brot und eine halbe Wurst, sagte mir Adieu und setzte hinzu: Behüt Euch Gott! Ihr braucht weder meinen Namen zu wissen, noch den meines Orts! — Darauf wendete er sich um, und entschwand bald meinen Augen. Er machte es mir unmöglich, ihn später wieder finden und ihm danken zu können: als ein alter Militair fürchtete er

sich zu kompromittiren durch die Indiskretion eines jungen Menschen, den er für einen Deserteur hielt."

„Als der brave Alte das erste Mal vor mir stand bei der hohlen Eiche, hielt ich ihn für ein Wesen aus einer andern Welt, so sehr war ich von der sonderbaren Weise seiner Kleidung überrascht. Er trug einen schwarzen Filzhut, der nach hinten ein langes Horn, und der vorn, um gegen die Sonne zu schützen, einen breiten Rand in Form eines Dachs hatte. Der übrige Körper war mit einer Art Ueberrock von weißer Leinwand bedeckt, und auf dem Rücken hing ihm ein lederner Sack, mit Franzen verziert. In den Händen hielt er eine lange Stange, an deren Ende ein kleiner Spaten war, womit er Erde nach seinen Schafen warf. Seine Stiefeln waren so bizarr, daß sie aus einem andern Jahrhunderte zu sein schienen, und seine langen Haare, weiß wie Schnee, fielen auf die Schultern. Die angenehme Erinnerung an diesen Mann hat immer meine Gedanken beschäftigt."

„Ich verfolgte indessen meine Pilgerschaft und kam bald nach Sachsen, wo ich nach des Schäfers Aussage nichts mehr während des Tages von den

Gendarmes zu fürchten hätte. Uebrigens empfahl er mir auch Friedrich's Manier, im Freien zu schlafen. So wechselte ich denn nur die Ruhezeit: marschirte des Tages, und schlief unter freiem Himmel. Friedrich's hatte mich veranlaßt, in der preußischen Armee Dienste zu nehmen, ich steuerte also gegen Berlin, den einzigen Ort, den ich kannte zur Ausführung meines Vorsatzes. Ich fragte alle Leute, die mir begegneten, nach dem Wege. Verstanden sie mich entweder nicht, oder glaubten sie, ich früge zum Scherz, sie wiesen mich kreuz und quer, so daß ich am Ende auf die entgegen gesetzte Seite zu marschirte. In Folge dieses Umherlaufens fand ich mich eines Tages in einem großen Walde, dessen Ausgang durch die ungeheure Größe verborgen blieb. Der Durst plagte mich, ich suchte quer durch's Holz einige Früchte, um mich zu erfrischen, fand eine Art wilder Himbeeren, die schwarz und auf einem sehr dornigen Stamme gewachsen waren, und hatte mich, so herum suchend, völlig verirrt. Da höre ich in meiner Verlegenheit hinter mir ein Posthorn. Ich wende mich nach der Seite, und sehe in der Ferne eine Postchaise. Auf die große Straße zurück gekehrt setze

ich mich, den Wagen abwartend, auf einen Stein, welcher die Inschrift trug: Doctor Martin Luther. Der Postillon kommt heran, und ich frage ihn, ob ich auf der Straße nach Berlin sei, und ob er auch dahin fahre. Ein junger Mann, der den Wagen einnahm, rief „halt, Schwager!" — so ist der Landesausdruck — und fragte mich sogleich aus, entweder aus Neugierde, oder aus Antheil an meinem traurigen Zustande. Ohne Zweifel von meinen Antworten gerührt bot er mir einen Platz neben sich an, und sagte, er wolle mich bis Wittenberg bringen. Ich nahm es ohne Zögern an, und stieg in den Wagen. Unterwegs erkundigte er sich angelegentlich, was ich denn in dem Quersack hätte. Ich weiß es nicht, gab ich zur Antwort, denn er gehört meinem Kameraden, und ich habe ihn nicht untersucht. Das ist sonderbar, erwiederte er, und griff darnach, um hinein zu sehen. Da nichts als Lumpen herauskamen, so schlug mein neuer Beschützer ein thörichtes Gelächter auf, machte schlechte Späße und rieth mir, den Sack wegzuwerfen, weil er mich kompromittiren könnte. Er griff selbst nach den Lumpen, und wollte sie eben aus dem Wagen werfen, als er plötz-

lich inne hielt und ausrief: Halt, da ist noch was Anderes darin! Er schnitt mit seinem Federmesser die Nähte auf, und wir fanden, in verschiedene Fetzen eingewickelt, mehr als sechzehn hundert Frank in Golde. Oh, bemerkte der Fremde lebhaft, Ihr Kamerad hatte ein edles Herz, daß er Ihnen sein Geld überlassen, und daß er nicht darnach getrachtet hat, da er wieder in's Elend gerathen war. Er hat es offenbar vorgezogen, Alles zu verlieren, denn Sie zu verrathen, oh, welche großmüthige Seele, rief er noch einmal."

„Wir kamen nach Wittenberg, und ich stieg mit dem jungen Reisenden im Gasthofe zur Weintraube ab. Die erste Beschäftigung war, meinen Anzug zu wechseln. Er rasirte mich selbst, ordnete mir die Haare, und ich war bald nicht wieder zu erkennen. Jetzt, sagte mein unbekannter Wohlthäter, wie bring' ich Sie über die preußische Grenze? Man ist da sehr streng, und Sie haben keinen Paß."

„Er ließ Jemand rufen, lieh dessen Equipage, und in dieser wurde ich nach Treuenbrietzen, der ersten Stadt auf der preußischen Grenze gebracht. Dort nahm er mich wieder in seinen Postwagen bis

nach Potsdam. In Potsdam besorgte er mir einen besondern Wagen nach Berlin, reis'te voraus, und logirte mich dort in den schwarzen Adler."

„Nach einigen Ruhetagen verschaffte ich mir Nachrichten über das Regiment, von welchem mir Friedrich's gesprochen hatte, wandte mich an den Befehlshaber und stand dessen Fragen genügend Rede, indem ich den Instruktionen meines Freundes darin folgte. Er erklärte mir aber, daß Se. Majestät keinen Fremden zuließe. Niedergeschlagen hiervon, und durch besondere Umstände abgehalten, mich an den König zu wenden, wie man mir gerathen hatte, mußte ich auf etwas Anderes denken, da auch mein Geld oder vielmehr das Geld von Friedrichs stark abgenommen hatte. Es war gegen das Ende des Jahres 1810. Ich etablirte mich also als Uhrmacher, um meinen Lebensunterhalt zu erwerben, Schützenstraße Nr. 52. in einem Appartement, welches ich miethete. Ich hatte die Bekanntschaft eines Uhrmachers gemacht Namens Pretz, bei dem ich eine Uhr gekauft, kannte auch noch einen andern Uhrmacher Weiler, der meinen Geschäftsanfang unterstützte, so daß meine Angelegenheiten in kurzer Zeit

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

eine ziemlich günstige Wendung nahmen. Der Magistrat aber erhob mir Schwierigkeiten, weil ich nicht ermächtigt sei, mein Gewerbe auszuüben. Ich ward vorgeladen und bat, wie mir Weiler angerathen um das Berliner Bürger-Recht. Man verlangte meinen Paß, meinen Taufschein und ein Zeugniß guter Aufführung von der Behörde, unter welcher ich mich zuletzt aufgehalten, und befahl mir, dies Alles dem Magistrats-Büreau einzureichen."

„Begreiflicherweise besaß ich von alle dem nichts. Mittlerweile hatte Frau Sonnenfeld, die Wittwe eines Uhrmachers dieses Namens, der aus Rattsweil stammte, meine Wirthschaft übernommen. Sie war eine brave Frau, ich vertraute mich ihr also, und erzählte ihr auch dies neue Hinderniß. Sie brachte mich auf die Idee, mich an Herrn Lecoque zu wenden, der ein Franzose und damals Präsident der Generalpolizei des Königreichs Preußen war. Ich unterrichtete ihn schriftlich von meiner Geburt und von meiner Lage in Berlin."

„Herr Lecoque kam mich besuchen, hielt mir den Brief vor, und fragte mich, ob ich wirklich der wäre, welcher ihn geschrieben. Auf meine be-

jahende Antwort fragte er mich vielfach aus, und verlangte, daß ich ihm Proben meiner Aechtheit mittheilte."

„Ich hatte meinen Ueberrock von Frankfurt erhalten können, und nachdem ich vor seinen Augen den Kragen aufgetrennt zog ich die Papiere heraus, welche man dort verborgen hatte, und zeigte sie ihm. Er erkannte die Handschrift meiner Mutter, so wie das Petschaft und die Unterschrift meines Vaters. Darauf verließ er mich, um die Befehle des Königs in Betreff meiner einzuholen."

„Den andern Tag bat er mich, ihm meine Papiere anzuvertrauen, damit er sie Sr. Majestät vorlege. — Ich verweigerte es Anfangs, und bestand darauf, selbst dem Könige vorgestellt zu werden. Er bemerkte, daß meinem Verlangen für jetzt nicht gewillfahrt werden könne, aber, setzte er hinzu, Sie werden Se. Majestät sehen, sobald der Ministerpräsident Fürst Hardenberg Ihre Dokumente gelesen haben wird."

„Nachdem ich die Vorsicht gebraucht, den Abdruck von meines Vaters Petschaft im Zickzack ab-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

zuschneiden, gab ich Herrn Lecoque all die erhaltenen Papiere."

„Er nahm nur die Schrift meiner Mutter, und entfernte sich mit dem Versprechen, mir behilflich zu sein. Ich sollte nicht mehr belästigt werden, weil er sich meiner Angelegenheiten mit den Berliner Behörden annehmen werde."

„Trotz dieser Versicherungen ward ich einige Wochen später vor den Magistrat citirt. Ich begab mich zu Herrn Lecoque, er bestätigte seine Zusage, und versicherte mir, ich könnte ohne Sorge sein, es würde bald über mein Schicksal beschlossen werden, und der Aufschub rühre nur daher, daß der Minister noch nichts bestimmt hätte."

„Kurze Zeit darauf beschied mich Herr Lecoque zu sich, und sagte: Es ist unmöglich, Sie in Berlin zu lassen, Sie und wir laufen zu viel Gefahr dabei. Der Magistrat hat nicht das Recht, Ihnen den Vorweis der geheischten Zeugnisse zu erlassen. Er fragte mich nun vielfach nach dem Mann, der mir im Walde bei Diebingen begegnet war. Ich konnte ihm weiter nichts sagen, als daß sein Familienname Naundorff, und daß er von Weimar gebürtig gewe-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

sen. Herr Lecoque ließ seinen Paß auf der Polizei holen, und forderte mich auf, um meinen Verfolgern zu entgehn, mich in einer kleinen Stadt nahe bei der Hauptstadt unter dem Namen meines Freundes zu etabliren. Um es Ihnen zu erleichtern, fuhr er fort, werde ich Ihnen ein Patent schicken, so sind Sie frei, den Ort zu wählen, der Ihnen ansteht, und wenn der Magistrat Ihres neuen Aufenthalts Ihre Zeugnisse haben will, so antworten Sie ihm nur, Sie hätten dieselben dem Herrn Lecoque übergeben."

„Darauf entgegnete ich, mein Geld reiche nicht hin für einen solchen Umzug — ja richtig! rief er aus, und öffnete seinen Schreibtisch, und gab mir eine Rolle voll Gold mit den Worten: Nehmen Sie dies für den Augenblick, ich werde für Ihre Zukunft sorgen."

„Ich ging nach Hause. Nach Verlauf weniger Tage brachte mir ein Mann von der Polizei, den ich nie gesehn hatte, in meine Wohnung ein Patent unter dem Namen von Karl Wilhelm Naundorff. Von da an blieb ich unbehelligt bis zum Jahre 1812, in welchem ich meinen Aufenthalt nach Spandau

verlegte. Herr Lecoque hatte mir den Befehl dazu angekündigt, und mir die strengste Diskretion anempfohlen. Die geringste Unvorsichtigkeit könnte mich zu Grunde richten, weil der König von Preußen nicht Herr sei, zu thun was er wolle. Es sei also unerläßlich, daß ich einen falschen Namen trüge, um nicht in Napoleons Hände zu fallen."

„Der Präsident prüfte nun mit größerer Aufmerksamkeit den Naundorff'schen Paß, um sich zu überzeugen, ob das Signalement für mich passen könne. „„Schwarze Haare,"" las er laut, „„schwarze Augen,"" — nein, sagte er, das geht nicht. Sagen Sie also nur Ihrem Magistrat, was ich Ihnen gerathen habe, und ich werde für das Uebrige sorgen. Er schrieb auf ein Stück Papier die Namen Karl Wilhelm und steckte es in die Tasche."

„Ich begab mich also nach Spandau, und als der Magistrat meine Papiere verlangte, um mir das Bürger-Recht zu ertheilen, beobachtete ich das, was mir Herr Lecoque empfohlen hatte, und bat den Bürgermeister, die Papiere zu reklamiren. Der mir zugetheilte Name ward in die Register eingetra-

gen, und man gab mir die Erlaubniß, in der Stadt zu wohnen. Ich weiß nicht, ob der Präsident vergessen hatte, was er mit mir verabredet, kurz er hatte dem Bürgermeister geschrieben. Karl Ludwig Naundorff. Trotz dieser Unachtsamkeit, wenn es anders eine war, erhielt ich das Bürgerrecht, und der Akt wurde feierlich vollzogen vor den Räthen der Stadt."

„Dies geschah 1812 wenige Monate vor dem Rückzuge der französischen Armee. Jeden Tag gingen Regimenter durch Spandau. Unter diesen Umständen, sei's, daß er Furcht hatte, oder daß er durch andre Gefühle bewogen wurde, besuchte mich Herr Lecoque, und gab mir wieder Geld. Er bestand mit dem dringendsten Tone darauf, daß ich unverbrüchlich schweigen sollte, und ich hatte einen doppelten Grund, mich streng darnach zu richten; denn ich fürchtete selbst, entdeckt zu werden. Glücklicherweise bestand die Garnison der Stadt aus Holländern und Polen. Es ward in dem Hause, das ich bewohnte, ein Officier einquartirt, der mit dem französischen Kommandanten befreundet war, und durch den ich Alles erfuhr, was vorging. Er schien

den Sturz Napoleons vorauszusehn. Deshalb schrieb ich an Herrn Lecoque und darauf an den Fürsten von Hardenberg. Sie ließen mich aber ohne Antwort."

„Spandau ward durch Russen und Preußen belagert, und ich fand mich wieder eingeschlossen. Die Stadt hatte kurz vorher polnische Verstärkung erhalten, unter welcher das gelbe Fieber verheerend eingerissen war. Ich dachte also auf Mittel, aus der Stadt zu kommen, als ich auch krank wurde, und die Besinnung verlor. Alle Welt flüchtete sich vor dem Bombardement in die Keller, und selbst die Kranken wurden hinunter gebracht, nur ich armer Fremder, der Niemand als Gott und die unglückliche Frau Sonnenfeld zum Schutz hatte, ich allein, der Geächtete des Erdkreises, blieb den Bomben und den Kugeln von zehn Batterieen ausgesetzt. Trotz oder vielmehr wegen der Gefahr, von der ich nichts wußte, verließ Frau Sonnenfeld weder mein Zimmer noch mein Bett. Schon waren vier Vorstädte zerstört, als die Russen ihr Geschütz auf das Innere der Stadt richteten, die denn auch denselben Abend an vier Ecken brannte. Wie durch ein Wunder hörte

das Feuer bei dem Hause auf, welches ich bewohnte. Ich sage Wunder, denn die Gebäude, welche an meine Wohnung stießen und unter einem Dache mit ihr waren, wurden bis auf den Grund verzehrt. Nur mein Zimmer blieb verschont und unversehrt. Diese Thatsache ist so bekannt, daß sie heute noch von 6000 Spandauern bestätigt werden kann."

„Nach Wiederherstellung meiner Gesundheit und nach der Uebergabe Spandau's wendete ich mich abwechselnd an den König von Preußen, an die Kaiser von Rußland, von Oesterreich, an den Fürsten von Hardenberg, und an Herrn Lecoque. Ich erhielt niemals Antwort."

Bis hierher hat der Prätendent dieser Darstellung nach erschreckliches Unglück gehabt, aber Niemand hat die Aechtheit desselben bezweifelt. Von nun an spielt die Bezweifelung der königlichen Abkunft eine Hauptrolle in den immer wieder erneuten Mißgeschicken.

Er sendet im Jahre 1815 einen Brief vom 3. August datirt an die Herzogin von Angoulême nach

Paris. Er sagt darin nicht, daß er ihr schon früher geschrieben, sagt aber, daß er wisse, wie man ihr seine Existenz verbergen wolle. Es sei immer derselbe Feind, der schon damals seine Zustimmung zur Verhaftnahme der königlichen Familie in Varennes gegeben habe, es sei der Onkel, der Graf von Provence, Ludwig XVIII. Ein gewisser Valery hätte sie damals auf der Flucht als Courier begleitet, dieser sei ein vom Onkel angestellter Verräther gewesen, und wenn er noch lebe, so könne sie leicht Beweise sammeln gegen einen gleißnerischen Verwandten. Es ist übrigens in diesem ersten Briefe nirgends ein bestimmtes Verlangen ausgesprochen, daß er nach Paris kommen, oder daß sie ihn holen möge — Klage und Trauer, daß man seine Aechtheit bezweifle ist der Hauptgedanke von Anfang bis zu Ende.

Ein Jahr später, im März 1816 schreibt er wieder an sie, und diesmal bittet er um eine Zusammenkunft. Sie solle ganz im Geheimen statt finden, er wolle die Ruhe der Familie, die Ruhe Frankreichs nicht im Mindesten stören. Gleichzeitig schickt er einen gewissen Marsin oder Marassin, einen Ex-

officier der Napoleonschen Armee, an Ludwig XVIII. Dieser Mann hatte einige Aehnlichkeit mit dem Dauphin, und der Prätendent rüstet ihn mit allen Papieren aus, welche die königliche Herkunft bescheinigen, ja ermächtigt ihn sogar, die Rolle des Dauphin selbst zu spielen.

Dieser Mann ward verhaftet, und verschwand, wie es heißt, in den Gefängnissen von Rouen. Statt seiner erschien ein andrer Namens Mathurin Bruneau, der sich für den Dauphin ausgab, und der in Rouen als Betrüger verurtheilt wurde. —

So waren denn die wichtigsten Papiere verloren, und der schüchtern betriebene Versuch zur Wiederkehr in das Vaterland, zu den Seinen, zu den Rechten einer Krone war gescheitert.

Wiederum ein Jahr später im März 1817 schreibt er von Spandau aus zum dritten Male an die Herzogin von Angoulême, und zwar Folgendes:

„Bis zu diesem Augenblicke habe ich auf all die Briefe, welche ich an Sie und an den König gerichtet, keine Antwort erhalten. Was Sie betrifft, Ihnen vergiebt mein Herz. So ist's aber nicht in Betreff Ludwig's XVIII.“

„Um Sie von den Absichten dieses treulosen Onkels zu überzeugen, bitte ich Sie, sich an einen gewissen Herrn Lebas zu wenden. Dieser Mann war der Beauftragte meiner Amme nach meiner Entweichung aus dem Temple. Er ward damals, ich weiß dies ganz genau, zum Grafen von Provence gesendet, konnte aber keine Audienz von ihm erhalten.“

„Meine Amme war Witwe eines Mannes, der, wie viele andere, das Leben für uns verloren hat durch die Hände der Aufrührer. Ich weiß den Namen dieser würdigen Frau nicht, ich weiß nur, daß ihr zweiter Mann ein Schweizer war, und daß sie ihn durch Herrn Lebas kennen gelernt hatte.“

„Die Familie dieses Mannes und die des Herrn Lebas hatten damals ihren Wohnsitz in Genf. Madame, wenn Sie meine Briefe erhalten haben, und wenn Sie nicht zu den gegen mich verschworenen Barbaren gehören, so haben Sie jetzt Vermögen und Mittel, diesen Herrn Lebas in Genf aufsuchen zu lassen. Um diese Nachforschung zu erleichtern, wenden Sie sich an die Schwester Robespierre's, die, wenn sie noch lebt, eine vollständige Kenntniß

all der Beziehungen zu Herrn Lebas hat, die ganz gut die Dame, welche ich Ihnen bezeichnet habe und meine Amme kennt. — Wollen Sie sich die Umstände dieser Nachforschung ersparen, so lassen Sie mich heimlich zu sich kommen: zwei Zeilen von Ihrer Hand genügen mir, ich besorge alles Uebrige. Glauben Sie mir, lassen Sie mein Dasein nicht länger ein Gegenstand des Zweifels für Sie sein, erheben Sie sich zu dem moralischen Muthe, nicht mehr einer persönlichen Täuschung sich hinzugeben, deren Beständigkeit Sie schuldig machen würde. In der That, wenn ich im Temple gestorben wäre, so würden sich meine Verfolger beeilt haben, Ihnen meine sterblichen Ueberreste zu zeigen, damit Ihnen kein Zweifel übrig bliebe über mein Ende. Jetzt frage ich Sie: hat man Ihnen jemals einen Leichnam vor Augen gebracht, von dem man gesagt hätte, es sei der meinige? Erwägen Sie wohl diesen Umstand in Ihrem Gewissen, und Sie werden dann nicht länger Ihren unglücklichen Bruder zurückstoßen, der Sie immer zärtlich liebt.

Karl Ludwig,

Herzog der Normandie.

„Die Schwester Maximilian Robespierre's" — setzt er in seinem Memoire hinzu — „von welcher in obigem Briefe die Rede, ist gestorben während diese Briefe gedruckt wurden. Ludwig XVIII. hatte ihr eine Pension von 6000 Frank zugesichert, offenbar, um ihr Stillschweigen zu erkaufen."

Der Brief ward wie jeder vorhergehende nicht beantwortet, und der Prätendent erzählt, daß er das Jahr darauf, 1818, eine formelle Erklärung an den Herzog von Berry gesendet habe, welche die Zukunft der Kinder Berry's betroffen, also wahrscheinlich eine Entsagung des Prätendenten auf den Thron enthalten habe. Wenigstens erklärt er später zu wiederholten Malen, daß er keine Ansprüche an den Thron mache sondern nur auf Namen, Güter und Vaterland.

Als er jene Erklärung an den Herzog von Berry geschickt, sei er auch entschlossen gewesen, nach Frankreich zu gehn, aber eine schwere Krankheit der Madame Sonnenfeld habe ihn abgehalten. Noch in demselben Jahre 1818 sei sie gestorben.

„Nach ihrem Ableben und aus besonderen Gründen" — fährt er fort — „entschloß ich mich, nicht

mehr auf der Weltbühne zu erscheinen, und mich in ein ewiges Vergessensein abzuschließen. In Folge davon verheirathete ich mich den 18. October desselben Jahres mit Fräulein Johanna Einers, die ihren Vater verloren hatte, und deren Familie, von altem Adel stammend, durch langes Mißgeschick um die Vortheile ihres Herkommens gebracht worden war."

„Meine Frau war zur Zeit unserer Heirath funfzehn und ein halbes Jahr alt, und ich bezeuge, daß es mir bis heute nicht einen Augenblick leid gewesen ist, sie zur Gattin gewählt zu haben. Wohl aber bedaure ich, daß ich meinem Entschlusse nicht treu geblieben bin, mich auf das Glück stiller Häuslichkeit zu beschränken, aber die Gedanken des Menschen gehören Gott, welcher den Ausgang derselben lenkt nach seinen Plänen. — Den 31. August 1819 wurde ich Vater, und schrieb bei dieser Gelegenheit wieder an die Herzogin von Angoulême." Er sagt ihr, daß er diese Tochter Amélie genannt wie sie auf der Flucht bis Varennes geheißen habe.

Bald darauf erfährt sein Leben die demüthigendste Wendung; aus der Sphäre politischer Verfolgungen, denen Niemand ungeschmälerte Theil-

nahme versagt, geräth es in die Sphäre der Kriminal-Untersuchung und der Kriminalstrafen, eine Sphäre, welche die Theilnahme selbst derer erkältet, welche noch immer geneigt sind, an unverdientes Schicksal, an unglückliche Verkettung der Umstände und an Unschuld des Verfolgten zu glauben.

Zwei Briefe sind noch zu erwähnen, ehe wir den Prätendenten Spandau verlassen und in dies neue größte Unglück gerathen sehn. Sie sind beide aus dem Jahre 1820. Der eine ist an den Fürsten Hardenberg: darin verlangt er seine Papiere zurück, und die Erlaubniß, seinen Namen zu führen, weil er die Verpflichtung habe, seinen Kindern den richtigen Namen zu überliefern. Würde dies nicht gestattet, so bäte er um einen Paß nach Paris unter seinem legitimen Namen.

Der zweite Brief, dessen Kopie nicht mitgetheilt wird, sei an den Herzog von Berry gerichtet gewesen, und in wenig Zeilen erzählt der Prätendent, ohne weiteren Nachdruck darauf zu legen, daß der Herzog von Berry ihm geantwortet habe, wenn er sich nicht irre vom dritten Februar. Die Antwort sei tröstlich gewesen, der Herzog habe

ihm erklärt, daß er über ihn getäuscht worden sei. „Zehn Tage darauf" — setzt er hinzu — „war der Herzog ermordet!" —.

Des Prätendenten nochmalige Absicht, nach Frankreich zu gehn, durch Umstände erweckt, die er noch verschweigen muß, wurde wiederum vereitelt. Als Vater von zwei Kindern habe er zunächst die Verpflichtung gehabt, für deren Sicherheit zu sorgen, und da der bisherige Bürgermeister von Spandau nach Brandenburg versetzt worden sei, so habe er ebenfalls Spandau verlassen, und sich nach Brandenburg übergesiedelt. Von Spandau aus habe man ihm das Zeugniß eines musterhaften Bürgers mitgegeben, er habe in Brandenburg ein Haus gekauft, sei durch diesen Kauf in gemeine Streitigkeiten verwickelt, durch falsche Zeugenaussagen gequält, ja plötzlich verhaftet worden unter der Anklage, falsche Thaler in Umlauf gesetzt zu haben. Er habe dargethan, daß die Zeugen falsch ausgesagt. Der wichtigste von ihnen habe behauptet, Nauendorff hätte am 15. September Abends sieben Uhr einen Sack, wahrscheinlich angefüllt mit falschen Thalern, von

der Brücke hinab in die Spree geschüttet. „Der Himmel hatte es gefügt“ — sagt der Prätendent — daß ich an demselben Tage verreis't war und erst Abends um neun Uhr zurückkehrte.“ Ein zweiter Zeuge sei ebenfalls zum Widerruf genöthigt worden, und dann sei endlich jener Mann, von dem er das Haus gekauft, mit der Behauptung aufgetreten, es hätten sich jetzt unter den 600 Thalern, welche ihm Nauendorff vor acht Tagen gezahlt, funfzehn falsche Thaler gefunden. Dieser Mann, welcher nach Verlauf von acht Tagen diese Entdeckung gemacht, sei ein Kassenbeamter gewesen, der alle Tage Geld eingenommen habe! Und den Schwur, den er diesem Manne, Namens Neumann, zugeschoben, habe derselbe verweigert.

Hierauf habe der Gerichtshof entschieden, die Anzeigen seien nicht genügend, ihn zu verurtheilen, es werde aber eine Verurtheilung nöthig, weil er sich während des Prozeßganges wie ein unverschämter Lügner aufgeführt, und sich einen gebornen Prinzen genannt habe, dabei andeutend, er gehöre zur hohen Familie der Bourbons.

So sei er zum Zuchthause verurtheilt worden.

Er führt nicht an, auf wie lange? es ist aber andershher bekannt, daß es auf drei Jahre gewesen sei.

Neuman habe sich am dreizehnten Tage, nachdem der Prätendent in's Strafhaus abgeführt worden, in demselben Zimmer des Gerichtshauses, in welchem er also gegen ihn ausgesagt, erhenkt.

Nachträglich erzählt er noch, daß er außer dem Prozesse um das von Neumann gekaufte Haus, und dem wegen Falschmünzerei auch noch die schreckliche Anklage der Brandlegung zu bestehn gehabt habe Das Schauspielhaus in Brandenburg sei abgebrannt, und die Regierung von Potsdam habe verordnet, ihn dieser Feuerlegung anzuklagen. Davon sei er freigesprochen worden. In Betreff dieser Freisprechung aber habe sein Instruktionsrichter gegen ihn geäußert; diese Freisprechung beweise keineswegs seine Unschuld. Darauf sei es zu heftigen Aeußerungen und Seitens des Prätendenten zur Verhorrescirung dieses Richters gekommen. Dieser Richter nun, behauptet der Prätendent, habe dergestalt übel über ihn an den höchsten Gerichtshof berichtet, daß die Haft bis zum Jahre 1828 ausgedehnt worden sei.

Dieser Darstellung nach wäre der falsche Name die Hauptursache der Verurtheilung gewesen, und darüber erzählt der Prätendent Folgendes: Er sei über seine Familie und Herkunft durch den Instruktionsrichter befragt worden, und habe im Vertrauen auf die durch Herrn Lecoque getroffenen Maaßregeln erwidert, daß er von Weimar gebürtig sei. „In der That,“ sagt er, „widerstrebte es mir auch schmerzlich, meinen wirklichen Ursprung bei einer so abgeschmackten Angelegenheit zu enthüllen. Der Magistrat von Weimar hatte aber meine Aussage falsch genannt, und der Richter, auf der Nachfrage bestehend, sagte: Wenn Sie von einer anständigen Familie sind, warum denn die Wahrheit verhehlen?“

„Mein Herr, erwiederte ich, ich bin als Prinz geboren und bin unglücklich ohne es zu verdienen. Aber ich kann Ihnen das Geheimniß nicht enthüllen. Wenn die Justiz es ergründen will, so möge sie sich an Seine Majestät den König von Preußen wenden: er ist durch den Fürsten Hardenberg und durch den Präsidenten Lecoque von meiner hohen bürgerlichen Stellung unterrichtet. — Ach was, entgegnete der Richter, das ist nicht wahr! Ich setzte ruhig hinzu:

Es kommt Ihnen nicht zu, darüber zu richten, schreiben Sie an den König, das ist Ihre Aufgabe. — Nun, schloß er, so wollen wir diese Eröffnungen an den Minister von Hardenberg übersenden, um dessen Befehle einzuholen, — und sogleich ward ein Protokoll abgefaßt, welches ich, der Richter und Herr von Renné, Referendar zu dieser Zeit, unterzeichneten. Seit diesem Augenblicke hat Niemand mehr gefragt, wer ich sei."

„Ich berufe mich auf die Akten, welche in den Gerichtsarchiven Preußens liegen müssen, und frage nun auch von meiner Seite: wer hatte bei diesem Hergange ausgesagt, daß ich der Bourbonischen Familie angehörte? Denn ich hatte mich einzig und allein auf die Anzeige beschränkt, daß ich ein geborner Prinz sei."

„Im Jahre 1828," fährt er fort, die traurige Strafzeit ganz übergehend, „hatte der vorwurfsfreie Sohn des königlichen Märtyrers die Erniedrigung zu leiden, daß er begnadigt wurde unter der Bedingung, Brandenburg zu verlassen und sich von Ber-

lin zu entfernen.“ Das Wenige, was er noch besaß, mußte er eiligst an den Meistbietenden verkaufen, was er zu fordern hatte im Stich lassen, und völlig ruinirt von dannen ziehn. Ein Baron von Seckendorf hatte ihm eine Anstellung in Schlesien verschafft, dorthin begab er sich, einige Uhrmacher-Geräthschaften und Kinderbetten als Ueberrest seines Besitzthums mit sich nehmend. Er kam zu spät nach Schlesien, das Amt war vergeben, und er wendete sich nach Crossen, einer kleinen Stadt an der Oder, um sich dort als Uhrmacher zu etabliren. Man nahm ihn auf, er fand reichliche Arbeit und kam wieder in leidliche Umstände, bis der Magistrat von Brandenburg an den von Crossen schrieb, die hundert und einige Thaler Gerichtskosten bei ihm einzutreiben. Dies vernichtete seinen Kredit, und er gerieth wieder in Mangel.

Indessen verbreitete sich nun in Crossen das Gerücht von seiner Herkunft und der Justizkommissarius Pezold veranlaßte ihn, sich ihm ausführlich mitzutheilen, und nahm sich seiner auf das Lebhafteste an. Es ward überall hin geschrieben: an den König von Preußen, an Karl X., an die Herzogin

von Angoulême. Letztere antwortete Herrn Pezold, aber so, daß der Prätendent sagen muß: Ich will mir vorreden, daß meine Schwester durch ihre Umgebung in Täuschung erhalten wird!

Herr Pezold nahm sich auch des Brandenburgischen Prozesses an, und drang auf eine Revision desselben. Nachdem ihn das Ministerium einmal abgewiesen hatte, erhielt er endlich die Akten, wurde aber bald darauf krank, und starb plötzlich, wie der Prätendent sagt: vergiftet.

Alle Papiere gingen an seinen Nachfolger Lauriscus über, der die Sache des Prätendenten ebenfalls zu betreiben anfing, und der vier Wochen später ebenfalls plötzlich starb. Alle Papiere wurden mit Beschlag belegt, und der Prätendent erhielt die seinigen nicht zurück.

Er ging nun daran, sein Leben noch einmal ausführlich niederzuschreiben, und da alle andern Versuche um Anerkennung scheiterten, es durch den Druck bekannt zu machen. Das Manuscript wurde der Berliner Censur vorgelegt, und nach zwei Monaten erhielt er es mit folgendem Schreiben zurück:

„„Das mir vorgelegte Manucſkript „Daſein und Schickſale des Herzogs von der Normandie“ enthält auf keiner Seite an und für ſich etwas Anſtößiges: allein die Schrift iſt im Ganzen von ſolcher Natur, daß ich Anſtand nehmen muß, die Druckerlaubniß zu ertheilen. Es könnte nicht fehlen, daß dieſe Schrift, wenn ſie öffentlich bekannt würde, diplomatiſch Erörterungen herbeiführte, und es ließe ſich erwarten, daß die Frage aufgeworfen würde: wie man dieſſeits den Druck einer Schrift habe geſtatten können, die, wenn ſie auch das Gepräge der Erfindung und Fabel an ſich trüge, doch von einer, jeden Vorwand ergreifenden Partei leicht benutzt werden könnte? Dazu kommt aber, daß dieſe Schrift den Stempel der Unwahrheit wirklich an der Stirn trägt, und daß die Behauptung des Verfaſſers: er ſei der Herzog der Normandie, offenbar eine Anmaßung iſt, die, mag ſie in einer Gemüthsſtörung oder in einer unlautern Abſicht des Verfaſſers ihren Grund haben, vom Staate nicht ignorirt werden darf, was doch wenigſtens der Fall ſein würde, wenn die Cenſurbehörde den Druck geſtatten wollte. Wir haben einmal eine Cenſur

und jeder andere Staat, wenn er eine solche auch nicht hat, kann sich darauf berufen. Daß der Uhrmacher Nauendorff mir aus den Kriminalakten des Kammergerichts bekannt ist, will ich gar nicht in Anschlag bringen; der Inhalt der Schrift selbst spricht die Absicht einer Täuschung zu deutlich aus.""

„Aus diesen Gründen muß ich das Imprimatur für das beigehend zurückerfolgende Manuscript versagen, und kann Ew. Wohlgeboren nur anheimstellen, die weiteren Instanzen zu verfolgen."

Berlin, den 19. April 1832. Bardua.

An Herrn Assessor Fournier, Wohlgb.
für Nauck's Buchhandlung.

Um diese Zeit — 1832 — schrieb der Prätendent selbst noch einmal an den bereits vertriebenen Karl X., und forderte ihn auf, nach Preußen zu kommen, um sich mit ihm zu versöhnen. „Der Brief war an meine Schwester adressirt. Möge meine Familie den Inhalt desselben bekannt machen, wenn sie es wagt! Nun, dieser Brief blieb unbeantwortet, wie alle übrigen — eine Freundeshand schrieb mir von Berlin, daß dort durch den Ministerrath beschlossen worden sei, mich auf eine preußi-

sche Festung zu setzen, und daß ich mich flüchten möchte. Ich verlangte einen Paß in's Ausland, und die Polizei verwies mich an die Regierung, ich verlangte ihn also nach Berlin, um ihn dort einzufordern, und erhielt ihn unter den Namen „Karl Ludwig, gebürtig von Versailles."

Damit ging er nach Dresden, und dort suchte er eine Audienz bei der königlichen Familie. Die Polizei gestattete ihm indessen seines mangelhaften Passes wegen den Aufenthalt nicht, und er entschloß sich, obwohl ohne alle erforderlichen Mittel zur Reise nach Frankreich. Ein Mann, der aus Polen kommt, und dessen Bekanntschaft er macht, trägt seinen inländisch-preußischen Paß zum französischen Gesandten, damit ihn dieser nach Frankreich visire, und als dieser es verweigert, zum Sekretair desselben. Dieser visirt. Unter mancherlei Schicksalen mit den polnischen Emigranten kommt er nach Frankreich, entgeht an der Grenze durch Zufall der Verhaftnahme, welche ihm der französische Gesandte von Dresden aus, der seinen Namen und seine Prätendentschaft gekannt, vorbereitet habe, schreibt von Frankreich aus an die

damals in der Vendée befindliche Herzogin von Berry, desgleichen an die in Prag lebenden Bourbons, kam, wie er andeutet, dadurch wieder in Gefahr und sieht sich genöthigt, nach der Schweiz zu flüchten. Von Bern aus schreibt er wieder an die Herzogin von Angoulême; und dies zieht ihm dort wieder eine sechswöchentliche Gefangenschaft zu, aus welcher ihn der österreichsche Gesandte Graf von Bombelles befreit.

Nun nimmt er einen andern Namen an, und erreicht damit am 26. Mai 1833 Paris.

Hier endigt die eigenhändige Darstellung des Prätendenten, und das Weitere muß durch die Darstellung derjenigen Anhänger seiner Sache ergänzt werden, die sich ihm und dieser Sache nach und nach in Frankreich angeschlossen haben. Durch dreierlei Dinge zog er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich: erstens dadurch, daß er gegen einen Baron Richemont, der sich für Ludwig XVII. ausgegeben, und den man deshalb vor Gericht gezogen hatte, 1834 öffentlich auftrat, behauptend, Richemont sei

ein Betrüger, und er sei der Dauphin, welcher gehört zu werden verlange, um die Beweise seiner Aechtheit darzulegen. Zweitens durch einen Mordanfall, der ihm in den Straßen von Paris widerfuhr, und der sein Leben auf's Aeußerste gefährdete. Drittens durch Errichtung von Journalen, die seine Schicksale erzählten, seine Aechtheit zu beweisen, seine Ansprüche geltend zu machen suchten. Alles dies ging darauf hinaus, diese Angelegenheit vor einen öffentlichen Gerichtshof zu nöthigen, und durch offne Verhandlung vor aller Welt zu erledigen. Diese Tendenz besonders nahm für ihn ein, und erwarb ihm namentlich in Herrn Gruau de la Barre, früherem königlichen Prokurator, einen standhaften Vertheidiger. „Meine Laufbahn", sagt dieser, „war immer die vor den Gerichtsschranken und in der Magistratur gewesen, dabei sammelt man Erfahrungs-Kenntnisse über Menschen und Dinge, es war mir also unbegreiflich, daß ein Betrüger so unklug sein könne, die Familie, der er nicht angehören sollte, vor Gericht zu fordern, obenein eine königliche Familie in der Hoffnung, darzuthun, daß er, ein einfacher Privat-

mann, Sohn eines Königs und einer Königin sei. Es war mir der Wahnsinn unbegreiflich, sich also der Strenge des Gesetzes preis zu geben. Alle falschen Dauphins, welche die Wahrheitsfeinde der Welt vorgeführt, waren immer von der Polizei aufgesucht, betroffen und vernichtet worden, und dieser Prätendent stellte sich in Gegensatze selbst vor Gericht. Dieser freie und entschiedene Schritt sprach für ihn, und seine Prätentionen verdienten eine ernste Prüfung." Diese hat er denn der Angelegenheit gewidmet, und ist von der Aechtheit dieses Mannes überzeugt worden. Als nun ein Pariser Journal, das Kapitol, im Jahre 1840 diese Prätendentschaft vor dem Publikum wie eine Betrügerei denunciirte, verklagte es Herr Gruau im Namen des Prätendenten vor dem Pariser Gerichtshofe, und lieferte zur Unterstützung dieser Klage in einem weitläufigen Memoire, so weit es ihm möglich war, den Wahrheitsbeweis, daß dieser Prätendent der wirkliche Dauphin sei.

Hieraus also können wir entnehmen, was seit 1833 Weiteres mit dem Prätendenten vorgegangen,

und hierauf können wir uns später beziehen, wenn es sich um Prüfung der Aussagen handelt.

Der Prätendent ist in der traurigsten Lage gewesen, als er Paris wieder betreten hat. Furchtsam und unruhig ist er an all den Orten umhergelaufen, die er in seiner Kindheit gekannt hat, und vorsichtigst hat er sich erkundigen müssen, ob nicht noch einige alte Diener Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette übrig seien. Auf diese Fragen eines schlecht gekleideten, schlecht französisch redenden Mannes hat Niemand was Genügendes erwidert. Er hat nichts mehr zu leben gehabt, hat auf den Kirchhöfen unter freiem Himmel schlafen müssen, und ist nahe daran gewesen, gerade am Zielpunkte seines Lebens, in Paris, elendiglich unterzugehn. Da nimmt sich eine Frau aus niederem Stande seiner an, und giebt ihm Lager und Nahrung, ohne zu fragen, ob er werde bezahlen können. Bei ihr und mitten unter Arbeitsleuten lebt er mehrere Monate, bis ein Freund, an den er um Unterstützung geschrieben, seiner in Paris lebenden Schwester mitgetheilt hat, daß der todtgeglaubte Dauphin neben ihr in Paris im Elend schmachte.

Sie schickt zu ihm, er wird abgeholt, und es wird ihm mitgetheilt, daß Madame de Rambaud, Monsieur und Madame de Saint-Hilaire, Monsieur de Joly und noch andre Personen lebten, welche untrüglich darthun könnten, ob er der Dauphin sei.

Und sie haben ihn als den ächten Dauphin anerkannt.

Unter diesen Personen ist Madame de Rambaud an der Wiege des Prinzen, und ist noch in der Nacht zum 10. August 1792 bei ihm gewesen. Seit jener Nacht hat sie ihn 1833, also nach 41 Jahren, zum ersten Mal wiedergesehn. Sie wußte noch Alles genau aus den sieben Jugendjahren des Dauphin, die Zeichen am Körper und eine Menge andrer Kleinigkeiten, sie hat ihn ausgefragt, sie hat zuweilen selbst aus Mißtrauen Einzelnes verwechselt oder falsch angeführt aus jener fernen Zeit; der Prinz hat jedesmal ohne Stocken sie berichtigt.

Herr Marco de Saint-Hilaire, huissier de la chambre des Königs Ludwig XVI., der vielfach das Innere der königlichen Familie, die Gewohnheiten des Königs und der Kinder beobachtet, hat

Alles, auch das Unwillkührliche in den Manieren verglichen, und hat überall den wirklichen Dauphin in ihm herausgefunden. Er hat ihn gefragt nach Einzelnheiten, und dieser hat die innere Einrichtung, das Ameublement damaliger Zeit in Versailles wie in Trianon genau beschrieben.

Madame de Saint-Hilaire, die später auch bei der Kaiserin Josephine angestellt war, wußte von dieser, daß der Dauphin aus dem Temple entkommen sei.

Herr von Joly, am 10. August 1792 Justizminister, hatte sich bewaffnet gegen allen Trug, hatte allen Scharfsinn aufgeboten, und wurde von der Aechtheit des Prinzen überzeugt durch die genauste Auskunft über die kleinsten Umstände jenes verhängnißvollen Tages, Umstände die kein andrer Mensch gesehn hatte, die kein andrer beachtet, oder im Gedächtniß behalten hätte. Herr von Joly hat denn auf dem Todtenbette vor vielen Zeugen feierlich erklärt: „Bereit vor Gott zu erscheinen erkläre ich auf meine Seele, daß Herr Nauendorff die wirkliche Waise des Temples ist, und daß die Mittel,

welche ich ihn zu erkennen besaß, im Wesentlichen untrüglich sind.

So werden denn noch viele Personen angeführt, welche näher oder ferner die Aechtheit bestätigt hätten: ein Graf de la Roche-Aymon, Pair von Frankreich, welchem Nauendorf auf Fragen geantwortet, die nur der Dauphin beantworten konnte, Fragen, welche der Graf von seiner Mutter, einer Ehrendame der Königin, kannte. Ein General Dufailly ferner, welcher 1812 in Preußen beim Präsident Lecoque die elterlichen Zeugnisse des Dauphins gesehn haben will. Dann ein Blechlampen-Verfertiger Bulot, welcher von 1792 bis zur Freilassung der Herzogin von Angoulême im Innern des Temples den Dienst verrichtet, und der vom Tode des Dauphins überzeugt gewesen sei. Des Prätendenten Detail-Beschreibung des Templeaufenthaltes habe ihn endlich zu dem Ausrufe genöthigt: Dies könne nur der Sohn Ludwigs XVI. wissen. Der angebliche Maurer ferner, ein Mann Namens Joseph Paulin, der um die damalige Zeit in Rouen gelebt, ist aufgesucht worden, und dessen Erzählung von den drei Goldrollen, welche er im

hohlen Hammerstiele in den Temple gebracht, nur in Gegenwart des Dauphin übergeben, und welche in die Taschen des Dauphin versteckt worden sind, hat ganz übereingestimmt mit den früheren Aussagen des Dauphin. Dieser Paulin habe denn auch zur Befreiung des Dauphin beigetragen. Dem Armand v. Polignac ferner habe der Prätendent Specialitäten der Abschiedsvisite, da dessen Mutter 1789 den Hof verlassen, mitgetheilt, so daß dieser eiligst nach Ham zu seinem Bruder Jules gereis't sei, um es diesem mitzutheilen. Wegen der Konsequenzen aber habe ihm sein Bruder Jules geantwortet, er solle nicht davon sprechen.

Einem früheren Pagen des Königs ferner, einem Herrn Cazotte aus der Champagne habe bei geschehener Nachfrage der Prätendent richtig erzählt, daß er in Varennes zu ihnen getreten und einige deutsche Worte an die Königin gerichtet habe. Der Doktor Jeanroi ferner, welcher nicht geglaubt habe, daß das im Temple gestorbene Kind der Dauphin sei, habe an Herrn Morel de Saint Didier mitgetheilt, daß der Dauphin an einer von Adern gebildeten Taube an der linken Hüfte zu erkennen sei. Vom

Vorhandensein dieses Zeichens am Leibe des Prätendenten habe sich Herr Morel de St. Didier selbst überzeugt. Folgende körperliche Zeichen der Aechtheit endlich seien für Jedermann am Prätendenten ersichtlich.

1) Seine Gesichtszüge seien die Ludwigs XVI. mit einer Mischung derer der Königin. Seine Körperhaltung, sein Gang, Alles erinnere an Ludwig XVI., wie er im Schooße seiner Familie gewesen sei.

2) Das oben erwähnte Zeichen, welches der König und seine Gemahlin beschrieben habe, und welches mehreren Personen des Hofes bekannt gewesen sei, finde sich vor.

3) Die Augen blau, das Haar von Natur lockig und von wenig dunkler Farbe.

4) Der Mund klein, die Stirn gewölbt wie bei der Königin.

5) Die Brust gewölbt, der Kopf nach rückwärts, die Taille eingebogen.

6) Die beiden ersten unteren Schneidezähne vorgerückt, was man Hasenzähne nenne.

7) Eine kleine Narbe an der Oberlippe in Form

eines gespaltenen Sparren, vom Biß eines Kaninchens herrührend.

8) Eine breite Narbe unter dem Kinn, von einer Brutalität Simons herrührend.

9) Die Impfungszeichen, gegen Gewohnheit, aber nach ausdrücklichem Willen der Königin, als Halbmond gestellt.

10) Die Aehnlichkeit fast all seiner Kinder mit Mitgliedern der königlichen Familie. Fräulein Amalie besonders sehe sprechend der Herzogin von Angoulême ähnlich — und der Königin Marie Antoinette.

In Folge dieser Zeichen und Zeugnisse beeilen sich die also aufgefundenen Anhänger und Freunde des Prätendenten, die Frau Herzogin von Angoulême von alle dem zu unterrichten, um eine persönliche Prüfung von Seiten derselben einzuleiten. Die Damen schreiben, Herr Morel de St. Didier reis't zweimal nach Prag, und bittet um eine Viertelstunde Unterhaltung für den Prätendenten. Diese Viertelstunde werde hinreichen, sie von der Existenz ihres Bruders zu überzeugen. Auch Frau von Rambaud reis't nach Prag. Die Herzogin aber

nimmt sie nicht an, und die bejahrte Dame erhält die polizeiliche Weisung, binnen 24 Stunden Prag zu verlassen.

Während dieser Bestrebungen widerfuhr am 28. Januar 1834 dem Prätendenten selbst ein lebensgefährliches Ereigniß. Er geht Abends um acht Uhr durch die rue de Chartres hinter dem palais royal, um über den Carousselplatz nach dem Faubourg St. Germain zu kommen, als an einer dunklen Stelle zwei Männer ihn anfallen. Der eine stößt ihm einen Dolch in die Brust, und als er von dem Prätendenten, welcher sich tapfer vertheidigt, mit niedergerissen wird, führt der zweite Bandit ebenfalls einen Dolchstoß nach dem Herzen des Schlachtopfers. Es folgen noch mehrere Stöße, aber das Geräusch eines heran nahenden Wagens scheucht die Mörder hinweg, und der Niedergeworfene gewinnt die Kraft, sich ohne Jemandes Beihilfe nach Hause zu schleppen. Der Vikomte Sosthène de la Roche Foucault, welcher von der Herzogin von Angoulême beauftragt war, der Angelegenheit dieses Prätendenten in Frankreich aufmerksam zu folgen, schreibt selbst nach Prag, wie er am 29. Januar von diesem Attentat erfahren, und

sich sogleich zu dem Verwundeten begeben habe. „Ich untersuchte Alles,“ schreibt er, „mit der größten Sorgfalt, ich betrachtete die Wunde, die von mehrern Stichen durchlöcherten Kleidungsstücke, und die blutige Wäsche. Die Wunde ist nur einige Linien von der Gegend des Herzen. Darunter ist eine sehr schmerzhafte Kontusion, hervorgebracht durch den heftigen Druck einer silbernen Mutter=Gottes=Medaille, welche zerspalten ist, und einen Stoß parirt zu haben scheint, der ohne Gnade gewesen wäre. Die Person hat die Unklugheit gehabt, nach Paris zu kommen, sich in das Haus der Madame Rambaud zu begeben, und von da allein ausgehn zu wollen. Er hat sich tüchtig gegen zwei Menschen gewehrt, die am Ende bei Annäherung eines Wagens entflohen sind, und obwohl er niedergeworfen gewesen, hat er doch die Geistesgegenwart gehabt, nicht zu rufen, wohl fühlend, daß er nicht arretirt sein dürfe, ohne Vorsichtsmaaßregeln ergriffen zu haben. „Der Gott des heiligen Ludwig, sagte er mir, der mich immer beschützte, hat mich eben wieder wie durch ein Wunder gerettet. Er wird sein Werk vollenden, und mich anerkennen lassen für den Sohn des un=

glücklichen Ludwig XVI. Ja, ich bin die Wahrheit. Eines Tages wird man sie wissen, möchte meine Schwester sich nicht noch länger meiner Anerkennung widersetzen!"

„Ich schwieg, bewegt von dem Accent der Wahrheit, mit welchem er sprach. Dann, die Nothwendigkeit fühlend, daß die Thatsachen festgestellt würden, habe ich einen geschickten und diskreten Menschen hingeschickt, der durchaus nicht weiß, wer der Verwundete ist. Die Verhöre sind mit der größten Genauigkeit vorgenommen worden, man hat ihm zur Ader gelassen, und ein Verfahren angeordnet. Der Kranke ist wohl, aber die Eiterung zeigt eine tiefe Wunde an, welche, einige Linien tiefer, tödtlich wäre. Die Kleidungsstücke sind genau verglichen worden, die Richtigkeit ist erwiesen, und es ist eben so erwiesen, daß die Wunde durch einen heftigen Stoß verursacht worden ist."

Herr Morel de St. Didier, von diesem Attentat unterrichtet, hofft durch Erzählung desselben die Herzogin von Angoulême theilnehmender, zu einer Prüfung bereiter zu finden. Er sagt ihr, daß man ja doch einen Betrüger nicht ermorde; sie aber er-

widert ihm trocken „pardon, Monsieur.“ Die überall geschäftige Mythe fehlte denn auch nicht in diesen verwirrten Schicksalen, und namentlich ein Priester von St. Arnould Namens Appert, in dessen Nähe der Prätendent damals war, spricht über diese Vorfälle im Stil der Apokalypse. Da ist wie in der Jungfrau von Orleans ein Schutzgeist Frankreichs, der bald die Gestalt eines Bauers Martin aus der Beauce annimmt, bald dieser leibhaftige Bauer selber ist. Er spricht von den Leiden des fälschlich todt gesagten Dauphin, des letzten Dauphin von Frankreich wie von den Leiden des Heilandes, schon im Jahre 1816 dringt Martins Stimme zu den Ohren Ludwigs XVIII., und ihre Worte lauten: Ludwig XVII. existirt! Daher sagen die Gläubigen, daher alle die neuen Leiden des Dauphin, daher die Anklagen auf Betrug und Brandlegung! Denn der Dauphin hatte kurz vorher, ehe er der Brandlegung angeklagt wurde, an Ludwig XVIII. geschrieben und Hilfe wie Recht gefordert. Erst im Jahre 1825 sei Martins Aussage bekannt geworden; man habe nach der Beauce nach dem Oertchen Gallardon geschickt und ange-

fragt, und Martin habe erwidert: Ja, so ist es, und es wird im Jahre 1830 ein furchtbares Gericht über Frankreich kommen, wenn der Dauphin nicht gerufen wird. Und als der Dauphin endlich drei Jahre nach diesem Gerichte in Frankreich erschien, arm und schmerzensreich, da nahmen sich die armen Leute seiner an, und Martin fand ihn, und theilte ihm mit, was der Schutzgeist Frankreichs vorher verkündigte, Emeuten und Attentate auf das Leben des regierenden Herrn, und Vorwürfe, daß der Dauphin als Protestant gelebt habe und nicht zur Beichte gehe. So war es denn auch das Bild der Mutter Gottes allein, welches den Todesstoß für ihn auffing.

In der That soll der Prätendent, welcher bald nach seiner Ankunft in Frankreich officiell als Herzog der Normandie an den König Ludwig Philipp geschrieben hatte, diesen mehrmals gewarnt haben vor Emeuten und Attentaten, namentlich vor dem fieschischen, und jedesmal unter genauer Angabe seiner Wohnung.

Wie dem nun gewesen sei, und ob die Berufung an den Volksglauben durch die Dazwischen-

kunft Martins zur Veranlassung des Mordversuches beigetragen hatte, der Prätendent genas, und König Ludwig Philipp that nichts für, nichts wider ihn, selbst als noch im Laufe desselben Jahres in der Person eines Baron Richemont ein falscher Dauphin vor Gericht gestellt wurde, und als bei dieser Gelegenheit der Prätendent Naundorf sich öffentlich vor Gericht als Sohn Ludwigs XVI. ankündigen ließ durch Herrn Morel de St. Didier. Dieser Richemont war der dritte falsche Dauphin, welcher aufgetreten war. Der erste hatte Hervagault, der zweite, dessen schon gedacht worden ist, Mathurin Bruneau geheißen. Richemont wurde im November 1834 als Betrüger zu zwölf Jahr Einsperrung verurtheilt, in Kurzem aber begnadigt. Die vor ganz Frankreich gemachte Selbstanzeige, einem für betrügerisch erklärten Dauphin gegenüber gemachte Selbstanzeige des Prätendenten, daß er der Sohn Ludwig's XVI. sei, hatte aber keine officielle Folge.

Wie kommt es, ruft der Prätendent aus, daß man den falschen Dauphin vor Gericht stellt, und mich nicht? Ja daß man mich nicht vor Gericht läßt,

daß man die öffentliche Untersuchung nicht zuläßt, ob ich ächt oder falsch sei?

Bei dieser Selbstanzeige verlangte er Untersuchung und Anerkennung, und in einem gleichzeitigen Briefe an den König Ludwig Philipp sagt er, was er bei all seinen Reklamationen wiederholt hat, er mache keinen Anspruch auf den Thron, aber er verlange seinen Familiennamen und seinen Familienbesitz.

Es blieb dies wiederum ohne Folgen. Das Jahr darauf, am 17. Juli 1835 richtete er einen Brief an die auswärtigen Mächte und an die französische Regierung, worin er sich allein für den legitimen König von Frankreich erklärte, gegen die Legitimität der Restauration protestirte, und hinzu setzte, daß er nichts heische als den Genuß seines Namens und seiner bürgerlichen Rechte.

Unterdessen hatte er vermittelst der Geldhilfe, welche seine Anhänger gewährten, durch den Schriftsteller Thomas ein Journal „la justice“ zur Vertheidigung seiner Ansprüche begründet, und solcherweise öfter von sich reden gemacht. Dieser Herr Thomas fiel aber im Herbste 1835, nachdem er eine

namhafte Summe verbraucht hatte, von dem Prätendenten ab, erklärte öffentlich, daß er getäuscht worden sei, und verklagte den Prätendenten vor Gericht, den eingegangenen Verbindlichkeiten nicht nachgekommen zu sein, und ihn zu falschen und trügerischen Aussagen verleitet zu haben.

Der Prätendent nimmt die Anklage dergestalt auf, daß er sie in eine Anklage gegen Thomas verwandelt, und Thomas wird zu Gefängnißstrafe verurtheilt.

Bei dieser Verhandlung war die Lebensfrage des Prätendenten nur nebenher berührt und in keiner Weise vom Gericht erörtert worden. Einige Zeit darauf aber, am 13. Juni 1836 legt er officiell beim pariser Tribunal eine Klage und Forderung nieder gegen die ältere Bourbon-Familie, namentlich die Herzogin von Angoulême, wornach er auf Erstattung seiner bürgerlichen Rechte dringt, und selbige durch Beweisführung seiner Aechtheit zu begründen verspricht. In Folge dieser Klage werden von da an in vier Monaten die betreffenden Personen der älteren Bourbon-Familie oder deren Ver-

treter vor die erste Kammer des Civil-Tribunals der Seine geladen.

Zwei Tage nach dieser Vorladung am 15. Juni wird der Prätendent verhaftet, und es werden seine Papiere in Beschlag genommen. Umsonst protestiren die Advokaten desselben, umsonst protestirt er selbst in einem Briefe an den König Ludwig Philipp, in einem Briefe, worin er seine Prätendentschaft auf das Nachdrücklichste behauptet und Untersuchung vor Gericht verlangt, er wird als Fremder aus Frankreich gewiesen, „damit den Betrügereien und Manövren des Herrn Nauendorf ein Ende gemacht werde.“ Umsonst erbietet er sich, den Ausgang einer gerichtlichen Untersuchung über seine Aechtheit oder Nicht-Aechtheit im Gefängnisse abzuwarten.

Er wird an die Grenze gebracht, und läßt sich nun in London nieder.

Dort redigirte er den „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin,“ und gab ihn heraus. Er wurde in den Journalen besprochen, und die Art der Exilirung aus Frankreich, die herbe Verweigerung eines gerichtlichen Verfahrens, welches man doch

den früheren falschen Dauphins hatte angedeihn lassen, Alles das hatte den Antheil des Publikums mehr und mehr aufgeregt. Indessen vergingen zwei Jahre, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre: der Prätendent lebte ruhig in London, seine Familie war in der Schweiz. Im September und October 1838 waren ihm auf Umwegen, also wahrscheinlich anonymer Weise Geldmittel angeboten worden, damit er nach der Schweiz gehn, und bei seiner Familie leben könne. 50000 Franks sollten ihm vor seiner Abreise in London, 150000 Fr. sollten in Bern bei einem Banquier für ihn niedergelegt werden. Obwohl der Geldmittel sehr bedürftig, schien ihm dies Anerbieten doch verdächtig, und er schlug es aus. Wir kennen Anerbieten und Ablehnung nur aus dem Berichte seiner Freunde, und diese bringen denn natürlich den einen Monat später eintretenden schrecklichen Vorfall damit in unmittelbare Verbindung. Im Monat November nämlich führte sich ein elend gekleideter Mensch bei dem Prätendenten ein, und bat um Unterstützung. Er nannte sich Desiré Roussel, und gab sich für ei-

nen royalistischen Flüchtling aus, der wegen seiner Theilnahme am bewaffneten Aufstande der Herzogin von Berry in der Vendée zum Tode verurtheilt und zur Flucht in's Ausland genöthigt worden sei. Obwohl mißfällig und verdächtig wird er doch in so weit vom Prätendenten aufgenommen, daß er mit den Dienstleuten essen und wiederkommen darf. Er kommt mehrere Tage gegen Abend, und dringt immer vergeblich in die Dienstleute, ihn im Hause übernachten zu lassen. Am 16. November Abends halb sieben Uhr geht der Prätendent mit seinen Freunden, dem Herrn Gruau und dem Abbé Laprade in ein andres Haus der Vorstadt, welche er bewohnte, um den Umzug von einem Hause in's andere zu beaufsichtigen. Der Diener wird beordert, mitzugehn, und Roussel, als er dies hört, bricht mitten im Abendessen ab, und entfernt sich. Der Prätendent, nachdem er in dem andern Hause besorgt hat, was er hat besorgen wollen, macht Anstalt wieder heim zu kehren, entfernt sich aber erst noch mit einem Lichte in den Garten, um dort einem Bedürfnisse zu genügen. Er ist kaum in

den Garten getreten, so hört er Jemand neben sich, noch ein Paar Schritte machend fühlt er sich heftig angestoßen. Er hebt den Leuchter, um zu sehn, wer es sei, wird aber in dem Augenblicke von einem Schuße niedergeworfen. Er ruft um Hilfe, die Freunde stürzen herbei, durchsuchen den Garten, bemerken, daß der Mörder durch eine auf's Feld führende Gartenthür entkommen sei, daß er eine aus dem Stegreif gemachte Brücke über den Graben, eine Tonne nämlich und einige Bretter hinter sich auseinander gestoßen habe, und eilen zur Hilfe des Angefallenen zurück. Aerzte werden geholt, und es ergiebt sich, daß zwei Pistolen von starkem Kaliber, jede mit zwei Kugeln geladen auf ihn abgefeuert worden sind. Eine von beiden war wahrscheinlich durch das Aufheben des Leuchters mit der rechten Hand ausgeglitten. Zwei Kugeln waren zusammen in den linken Arm gedrungen in der Höhe des Herzens, und hatten sich auf dem Knochen platt und seitwärts gedrückt, ohne den Knochen zu beschädigen. Das zweite Pistol war auf die Brust gegangen, und hatte dort die Kleidung verbrannt. Hier muß-

ten die Kugeln tödtlich werden: man fand nur eine, welche todt unter der Kleidung sitzen geblieben war, nachdem sie auf der Haut nur eine Kontusion angedeutet hatte.

Die Polizei wurde sogleich unterrichtet. Man hatte im Augenblicke des Attentats zwei Raketen außerhalb des Gartens aufsteigen sehn. Als die Aerzte Abends um zehn Uhr das Haus verließen, wurden sie von zwei elegant gekleideten Franzosen mit der Frage angeredet: „Ist der Herzog von der Normandie todt?“ — Nein, erwiderten die Aerzte, er ist nur am linken Arme schwer verwundet. — „Wird die Wunde gefährlich sein?“ — Wir hoffen, daß der französische Prinz in keiner Gefahr sei.

Darauf sollen sich die beiden Fremden rasch entfernt haben unter unzweifelhaften Zeichen des Mißvergnügens.

Roussel fand sich anderen Tages wieder im Hause des Prätendenten ein. Er wurde verhaftet, und läugnete. Man fand bei ihm fünf Pässe, die auf fünf verschiedene Namen lauteten. Daraus ergiebt sich, daß er nach der Schweiz geschickt worden,

und erst seit drei Wochen nach London zurückgekehrt war.

Der Prätendent, welcher sich bei dem ganzen Vorfall überaus versöhnlich und nachsichtig gegen seine Feinde geäußert hatte, schrieb an das Gericht, der Union=Hall, daß er auch diesem Werkzeuge seiner Widersacher vergeben, und die Anklage nicht betreiben wolle.

Die Gazette de France trieb Scherz über dies Attentat, und sagte, der Prätendent habe selbst auf sich geschossen. Advokat Xavier Laprade, welcher den Verzeihungs= und Entlastungsbrief des Prätendenten an das Gericht der Union=Hall mittheilt, giebt auch die Antwort dieses Gerichtes, welche mit den Worten schließt: Die Behauptung, daß der Herzog selbst auf sich geschossen habe, ist ungereimt, und es betrübt uns, daß sich Jemand hat finden können, so etwas zu sagen.

Nach diesem Attentate ist in dieser Angelegenheit nichts Merkwürdiges vorgegangen bis zum Jahre 1840. Es hatte sich nämlich wieder ein periodisches Blatt „la voix d'un prosrit“ zur Vertheidigung des Prätendenten gebildet, und dieses Blatt wurde

am 29. März 1840 vom Kapitol folgendermaaßen angegriffen:

„Für den Zweck, eine schmutzige Intrigue zu begünstigen und die Zahl der Bethörten, durch deren Namen und Börsen sie verbreitet wird, zu vergrößern, unterhalten monatliche Veröffentlichungen Paris und die Provinz von den unglaublichen Aventüren des Karl Wilhelm Naundorff. — Dieser Mann, welcher sich unverschämt für den Sohn Ludwigs XVI. ausgiebt, ist nichts weiter als ein preußischer Jude, Uhrmacher und alter Pensionär der preußischen Gefängnisse, der 1833 ohne ein Wort französisch zu wissen zum ersten Male nach Frankreich kam. Man hat nach und nach gesehn, wie er das Judenthum abschwor und sich taufen ließ von einem Bischofe seiner Fabrik, und wie er alsdann eine neue Religion gründete, und an alle Bischöfe und Erzbischöfe des Erdkreises ein donnerndes Cirkular erließ, worin alle diejenigen, die seiner väterlichen und prophetischen Stimme das Ohr verschließen, mit den ärgsten Schicksalen bedroht werden. — Dieser angebliche Ludwig XVII., welcher, ein neuer Joas, der revolutionären Wuth wunder-

bar entgangen ist, hat vor allen Söhnen Frankreichs den unschätzbaren Vorzug, beschnitten zu sein, und dieser angebliche Ludwig XVII., 1836 aus Frankreich vertrieben, ist jetzt wieder zurück, und fährt friedlich fort, seine honette Industrie zu treiben."

Was hierin von einer Religionsstiftung gesagt wird, bezieht sich darauf, daß der Prätendent, mehr und mehr der Frömmigkeits-Richtung zugeneigt, ein Buch herausgegeben hatte, „la doctrine céleste, ou l'évangile de N. S. J. C. dans toute sa pureté primitive," welches dem Ausdrucke eines frommen Freundes nach „von einem Engel diktirt" worden sei, und welches den Zweck habe, alle christlichen Konfessionen zu vereinigen.

Gegen jenen Artikel des Kapitols erhoben sich nun als Redakteure der voix d'un proscrit die Herren Gozzoli, Morel de St. Didier und Laprade, und sagten unter Anderem: daß der Prätendent ein preußischer Jude sein solle, schreibe sich her von einer Bekanntmachung des Herrn Dejean, Direktor der allgemeinen Polizei. Dieser habe drucken lassen, daß er officiell von Seiten Preußens den Nachweis

habe, jener Prätendent Naundorff sei ein polnischer Jude aus der Provinz Posen. Deshalb habe denn der Herzog von der Normandie vermittelst des preußischen Gesandten in London nach Berlin geschrieben, und habe folgende Antwort erhalten:

„Da Sie Nachricht darüber gewünscht haben, ob es wahr sei, daß die preußische Regierung behauptet habe, Sie stammten von jüdischen Eltern, so nehme ich keinen Anstand, Ihnen mitzutheilen, daß eine solche Behauptung nicht aufgestellt worden ist, und nicht werden konnte, weil kein Umstand vorhanden ist, nach welchem auf eine ähnliche Abstammung zu schließen wäre."

„Berlin, den 27. April 1840."

„Gez. Rochow."

Auf dieses starke Dementi folgte den 23. Juni die erneuerte Behauptung, der Prätendent sei ein polnischer Jude, und es wurde Seitens des Ministeriums des Innern, unterzeichnet von Herrn Dejean, aktenmäßig eine ministerielle Depesche im Kapitole mitgetheilt, deren Inhalt von der preußischen

Regierung dem Minister des Auswärtigen übermacht worden sei.

Diese Depesche ist vom 9. Juli 1839, also ein Jahr älter als die Auskunft, welche der preußische Minister von Rochow so eben gegeben hatte. In dieser letzten Auskunft wußte die preußische Regierung nichts von einer jüdischen Abkunft, in jener französisch-ministeriellen Depesche sollte sie aber positiv gesagt haben, Naundorff stamme von einer jüdischen Familie im preußischen Polen.

Dies konnte allerdings mißtrauisch machen gegen den weiteren Gehalt der französisch-ministeriellen Depesche.

Darin hieß es: Naundorff sei 1810 nach Berlin gekommen, und zwei Jahre dort geblieben. Er habe sich dadurch ernährt, daß er hölzerne Uhren zum Verkauf umhergetragen habe. Er habe sich für verheirathet ausgegeben, und dies habe sich als falsch erwiesen. Eine Christine Hasfert, die Witwe eines Soldaten, hätte seine Frau vorgestellt. 1812 habe er sich in Spandau als Uhrmacher etablirt, 1818 mit einer Einers, der Tochter eines Pfeifen-Fabrikanten aus Havelberg verheirathet. Dabei

habe er erklärt, er sei Protestant von der Augsburger Konfession, und sei 43 Jahr alt.

Darnach wäre er 1775 geboren, also zehn Jahre vor dem Dauphin.

Erst 1824, der Falschmünzerei angeklagt, habe er den Roman begonnen, aus Paris und Sohn eines Prinzen sein zu wollen.

Nach seiner Strafzeit, in Krossen habe er sich für den Sohn Ludwig's XVI. erklärt und ein großes Buch darüber drucken lassen. Um der gerichtlichen Verfolgung dafür zu entgehn, sei er nach Dresden geflüchtet, dann nach der Schweiz, dann nach Frankreich.

Dies war zum ersten Male eine officielle Aeußerung über die Herkunft des Prätendenten, und man hätte sie in diesem Chaos für sehr werthvoll halten müssen, wenn sie sich nicht in der wichtigsten Eingangsfrage, in der Frage über die Herkunft das Dementi der Unlauterkeit oder Ungenauigkeit hätte zu Schulden kommen lassen. Als nun die Freunde des Prätendenten das Kapitol deshalb gerichtlich verklagten, weil es sie der Theilnahme an einer „schmutzigen Intrigue" beschuldigt habe, und als

nun bei der bevorstehenden Verhandlung eine zusammenhängende Prüfung der Prätendentschaft zu erwarten war, da schien diese verwickelte Frage endlich einer Lösung nahe gebracht zu sein, und jeder davon Unterrichtete war äußerst gespannt.

Wie dunkel die Sache, wie sehr sie der Untersuchung bedürftig sei zeigte ein Artikel der preußischen Staatszeitung. Dies mit der preußischen Regierung in nächster Verbindung stehende Blatt sagte am 30. Mai über den bevorstehenden Prozeß, daß man in Berlin äußerst neugierig sei auf den Gang und Ausgang dieses Prozesses. Alle Schritte, die Familie und den Geburtsort des Herrn Naundorff zu entdecken, hätten im Allgemeinen zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Man wüßte nur, daß Naundorff 1810 nach Preußen gekommen, daß er zwei (müßte zwölf sein) Jahre das Spandauer Bürgerrecht genossen, daß er sich 1818 dort verheirathet habe, ohne einen Taufschein vorgebracht zu haben. „Es ist ferner", setzt der Artikel hinzu, „ohne Zweifel nichts weniger bewiesen, als das wirkliche Ableben des Dauphin im Temple, und dies verbunden mit der Ungewißheit über Naun-

dorffs Herkommen verspricht die interessantesten Debatten.“ —

War man also da, wo das Geheimniß öffentlich seinen Ursprung genommen und Jahre lang sich herumgeschleppt hatte, so wenig über das Zulässige oder Unzulässige der Prätendentschaft unterrichtet, so blieb die Wichtigkeit einer möglichst vollständigen Lösung in voller Kraft.

Aber auch der Pariser Gerichtshof hat wieder und wieder die Lösung von sich gewiesen, und zwar aus dem Grunde:

Um vor Gericht zu verhandeln müsse man Namen, Titel und Eigenschaften, die man sich beilegt, rechtfertigen. Dies geschehe nicht bei dem sogenannten Herzoge von der Normandie, es sei also Alles, was ihn betreffe, abzuweisen.

Kurz, das Gericht verlangt eine Zweifellosigkeit da, wo man eben des Zweifels wegen an das Gericht sich wendete.

Die Sache ist unaufgelös't verblieben, und ist es heute noch. Der Prätendent lebt noch in London, und hat sich in neuester Zeit auf dem Felde der Kriegs- und Zerstörungswissenschaft bemerklich ge-

macht, hat also wahrscheinlich nicht seine ausschließliche Aufmerksamkeit jenem „Engel" zugewendet, den ihm seine französischen Widersacher am Ungernsten vergeben. Er ist nämlich mit der Erfindung eines Geschosses beschäftigt, welchem von mehreren Seiten in England nachgetrachtet wird, und welches von einer bisher unerhörten Zerstörungsfähigkeit sein soll, von einer Zerstörungsfähigkeit, daß große Kriegsschiffe in einigen Minuten vernichtet werden könnten. Vorläufige Proben in kleinem Maaßstabe sollen den besagten Erfolg als sehr wahrscheinlich dargestellt haben, und die Probe im Großen stand bevor im Sommer 1841, als der Prätendent wiederum von einem jener auffallenden Unglücksfälle heimgesucht wurde, welche zu den abenteuerlichsten Vermuthungen Anlaß geben: es brach in seinem Laboratorium Feuer aus! Feuer in der Nähe solcher Zerstörungsstoffe war das Entsetzlichste. Der Prätendent befand sich in diesem Laboratorium, und war beeifert, die gefährlichsten Gegenstände bei Seite zu schaffen, welches denn wiederum nicht ohne Verletzung seines Körpers abging. Diese Verletzung scheint indessen nicht allzu schwer gewesen zu sein,

aber die Erfindungs-Probe ist durch Beschädigung der Werkzeuge und Vorarbeiten hinausgeschoben.

Es hat dabei wieder nicht an den ärgsten Vermuthungen gefehlt: die Feinde des Prätendenten sprachen von einem dritten Attentate, welches er sich selbst zubereitet habe, die Freunde von einem dritten Attentate auf sein Leben, die Unbefangenen und Ungläubigen von einem Unglücksfalle.

Für die Prätendentschaftsfrage ist die Erfindung solch eines Zerstörungsmittels noch außerdem deshalb von Wichtigkeit, weil der Prätendent, nachdem er diese Waffe vergeblich Frankreich angeboten, sie nun England zugedacht und sich dadurch im Wesentlichen von aller französischen Prätendentschaft gelös't hat. Denn ein Dauphin von Frankreich verkauft nicht eine unerhört zerstörende Kriegswaffe als geheimnißvolles alleiniges Eigenthum an England, an den gefährlichsten und gefürchtetsten Widersacher Frankreichs, ohne mit diesem Verkauf alle französischen Prätensionen in's Meer der Vergessenheit zu versenken.

Uebrigens bedarf diese Erfindungs-Angelegenheit noch insofern genauerer Aufklärung, als die engli-

schen Journale auch noch einen zweiten und zwar rein englischen Namen für den Erfinder haben. Die Erfindung ist also entweder doppelt gemacht, oder der Prätendent und jener Engländer gehören auf irgend eine Art zu einander.

Während es sich um diese Zerstörungsproben handelte, die, weil sie für England geschahn, mehr als irgend etwas die Prätendentschaft in Gefahr setzten, erlitt dieselbe — im Mai 1841 — einen andern äußerst empfindlichen Schlag:

Mehrere seiner treuesten Anhänger nämlich, darunter Gozzoli, welcher für ihn gegen das Kapitol aufgetreten war, darunter ferner Xavier Laprade, der Advokat, seit vielen Jahren der eifrigste Verfechter dieser Prätendentschaft — fielen von ihm ab, erklärend, daß sie nicht mehr an die Dauphin-Aechtheit glaubten.

III.

Kritik.

Eine Prätension, die nicht erwiesen wird, gilt für Betrug; eine halb erwiesene desgleichen; eine erwiesene braucht noch zu ihrem Gelingen dasjenige Glück, welches dem fraglos Besitzenden schon von Hause aus zubeschert ist. Es bleibt also sehr schwer, mit gutem Erfolge Prätendent zu sein.

Läge nichts vor als das Memoire, worin die Flucht aus dem Temple und die Entstehung eines Dauphin-Naundorff erzählt wird, dann möchten sich nicht nur wenig Gläubige, sondern auch wenig Leute finden, welche die Sache einer besondern Aufmerksamkeit werth erachteten. Denn so lange dies Memoire eine romantische Erfindung sein kann, so lange gilt es für überladen und unwahrscheinlich.

Je mehr also dem unglücklichen Dauphin Schreckliches begegnet wäre, desto weniger hätte er Aussicht, Glauben zu finden! So ist die Welt: sie hat vor nichts größere Furcht als vor der Lüge und vor der Gefahr, lächerlich zu werden durch Leichtgläubigkeit.

Die Freunde des Prätendenten, welche in dem Memoire justificatif für ihn reden, erzählen aus der Zeit, da er unter dem Direktorium in Frankreich umher flüchtete, einen Vorfall, der noch viel schlim-

mer und der neuromantischen Schule Frankreichs noch viel ähnlicher ist, als der Ratzenkerker oder sonst eine Situation des Prätendenten. Eines Tages nämlich lassen sie zwei recht kalte Bösewichter zu dem unglücklichen Kinde treten, und dasselbe zu einer Art Entsagung auf Namen und Rechte drängen. Man begreift die Logik solch eines Schrittes, der schwerlich von irgend einem Einflusse sein konnte, auch dann nicht, wenn man zu keinerlei Zweifel geneigt ist: denn entweder blieben die revolutionairen Grundsätze die herrschenden und dann fragte kein Mensch darnach, ob der zehnjährige Dauphin auf seinen Rang und Namen verzichtet habe, oder nicht. Oder die revolutionairen Grundsätze blieben nicht die herrschenden, und dann war es nicht von der geringsten Wichtigkeit, wenn sie einen zehnjährigen Knaben zu einer Entsagung gezwungen hatten. Nun, die Bösewichter, welche selbst unter dem mildesten revolutionairen Regimente, unter dem Direktorium, noch so böse waren, hielten doch eine Entsagung des Dauphins für wünschenswerth, und eröffneten ihm, wahrscheinlich um ihn dafür aufzumuntern, daß sie ihn nach abgelegter Entsagung in

ein Kloster stecken würden. Da in Frankreich die Klöster aufgehoben waren durch die Revolution, so mußte das Kloster, welches sie ihm bestimmten, im Auslande liegen, und dafür mochte es allerdings nöthig sein, dem zehnjährigen Knaben einen andern Namen und eine andre Jugend aufzunöthigen. Giebt es eine unreifere romantische Politik? Kurz, die Bösewichter waren so romantisch, und als der Knabe sich standhaft weigerte, ließen sie ihn an einen Sessel festbinden, und — es sind jetzt ihrer drei geworden, sie sind schwarz gekleidet, und es ist zweifelhaft, ob die beiden ersten Inquisitoren jetzt auch unter den Exekutoren sind, denn es ist kein Mangel an grausamen Menschen — zerstachen ihm das Gesicht mit kleinen, tausendfach gespitzten Instrumenten, so daß bald das Blut aus unzähligen kleinen Wunden herabrieselte. Der eine dieser drei, welcher bloß zusah, hielt ein Portrait in der Hand, um zu vergleichen, wann das Antlitz hinreichend entstellt sein werde. Sobald dies der Fall war, wusch man es ihm mit einem Schwamm, der in eine scharfe Flüssigkeit getaucht worden, und die schwarzen Leute zogen sich zurück. Sie hatten kein

Wort gesprochen, sondern nur einige satanische Töne geäußert.

Wäre nicht solcher unnütze und thörichte Gräuel ganz geeignet, allen weiteren Antheil an dieser Prätendentschafts-Geschichte sogleich abzuschneiden?

Aber eine Prätendentschaft kann, um Theilnahme zu erregen, in ihren Schicksalen übertreibend dargestellt und doch ächt sein. Ein von Jugend auf verstoßener Prätendent, der zu seiner Rettung an immerwährende Lüge gefesselt ist, kann sich Lüge und Uebertreibung angewöhnen, und indem wir seine ungeschickte oder unlautre Darstellung zu seinem Nachtheile auslegen, treten wir vielleicht nur auf die Seite seiner Verfolger, welche ihn zu Ungeschicklichkeit und Unlauterkeit getrieben haben, verurtheilen wir ihn also gerade um des Unglücks willen, dem wir zu Hilfe kommen möchten!

Sei dem wie ihm wolle: die Regierungen selbst, namentlich die französische unter der Restauration und unter Ludwig Philipp haben durch ein unregelmäßiges Verfahren gegen diesen Prätendenten den Ansprüchen desselben viel mehr Wahrscheinlichkeit

gegeben, als er und seine Freunde all ihren Erzählungen zu verleihn im Stande gewesen sind.

Sie haben eine offene Untersuchung verweigert. Nicht um politischer Rücksichten halber; denn man hat gegen die falschen Dauphins Bruneau und Richemont ohne Besorgniß vor politischem Einflusse unter beiden Regierungen der gerichtlichen Untersuchung freien Lauf gelassen. Man hat sie nur diesem Prätendenten, der sich am Meisten geltend gemacht, und der am Lautesten auf Untersuchung gedrungen hat, verweigert.

Ist also wol die Ueberführung dieses Prätendenten durch die verworrenen Zustände der Revolutionszeit bedenklich erschwert?

Dann haben wir bei näherer Betrachtung dieses inneren Getriebes doch immer eine gewisse Kenntniß schwieriger Verhältnisse zu gewinnen, sollten wir auch nicht vom richtigen Standpunkte daran geführt werden, und zwar solcher Verhältnisse, welche ohne solch eine Veranlassung nicht zur Sprache kommen. Und öftere Erwähnung unaufgeklärter Dinge trägt zur Aufklärung derselben bei.

Die französische Regierung mag veranlaßt werden, einen Nachweis zu geben, den sie schuldig geblieben ist, und den sie eher geben kann als irgend eine Privatperson. Der Tod des Dauphin im Temple, Begräbniß und spätere Ausgrabung desselben sind in der That unaufgeklärte Vorfälle.

Die Vertheidigung des Prätendenten stützt sich also natürlich vor allen Dingen auf die Aussage „der Dauphin ist nicht im Temple gestorben", und bringt dafür folgende Zeugnisse und Sagen:

Officiell soll nur nachstehendes Todesattestat vorhanden sein:

Präfektur des Seine-Departements.

Civilstand.

Stadt Paris. Municipalität von Paris.

Auszug aus dem Register der Todesakten des 24. Prairial Jahr III. der Republik. (12. Juni 1795.)

„Todesakte des Ludwig Karl Capet vom 20sten dieses Monats Nachmittag drei Uhr, alt zehn Jahr zwei Monate, gebürtig von Versailles, Departement der Seine und Oise, wohnhaft in den Temple-Thürmen, Temple-Sektion;

Sohn Ludwig Capet's, letzten Königs der Franzosen und der Marie-Antoinette-Josephine-Johanna von Oesterreich;

Auf die Anzeige an das Gemeindehaus von:

Stephan Lasne, 39 Jahr alt, Temple-Wächter, wohnhaft in Paris Straße und Sektion der Menschenrechte No. 48;

Der Anzeigende hat sich als Nachbar angegeben;

Und von:

Remi Bigot, Angestellter, wohnhaft in Paris Alte Temple-Straße No. 61;

Der Anzeigende hat sich als Freund angegeben;

Mit Rücksicht auf die Bescheinigung Dusser's, Polizei-Kommissarius der genannten Sektion, vom 22. dieses Monats 10. Juni.

Gez. Lasne, Bigot und Robin
öffentlicher Beamter."

Dies Zeugniß, in Abwesenheit des Sektions-Kommissarius, welcher speciell zur Wache des Prinzen gesetzt war, von zwei unbekannten Zeugen,

die den Dauphin nicht kannten, unterzeichnet, sei aus diesen Gründen ein durchaus mangelhaftes Dokument.

Ob dies nun in der That so sei müßte in Paris von Leuten erledigt werden, welchen die Archive zu Gebote stehn, und welchen derlei Formen jener Zeit genau bekannt sind. Wir vermissen hier also sogleich die Erledigung vor Gericht.

Zur Todtenschau sind vier Aerzte berufen worden Namens Pelletan, Dumangin, Janroy und Lassus am 21. Prairial des Jahres 3. (9. Juni 1795.) Sie erklären in ihrem Protokoll:

Daß sie in einem Bett den Körper eines Kindes gefunden haben, welches ihnen etwa zehn Jahr alt geschienen, und daß die Kommissaire ihnen gesagt hätten, es sei dies der Körper des Sohnes von Ludwig Capet. Zwei von ihnen hätten ihn für den Körper des Kindes anerkannt, welches sie seit einigen Tagen behandelt.

Pelletan und Dumangin, den 5. Juni 1795 zu Aerzten des jungen Gefangenen ernannt, hatten ihrer eignen Aussage nach den Dauphin niemals gesehn. Ihr Zeugniß, auch wenn es deutlicher

wäre, bezeugte also nur, daß man ihnen gesagt habe, der todte Körper sei der des Dauphin. Die andern beiden Aerzte, welche ebenfalls nichts weiter aussagen, waren nicht einmal zum Krankenbette gerufen worden.

Das Zeugniß der Todtenbeschauer wäre denn hiernach ganz und gar nichtssagend.

Andere Aerzte sollen noch positivere Zeugen geworden sein, daß das kranke und sterbende Kind nicht der Dauphin sei. Hierbei stoßen wir denn auf eine der bedenklichsten Seiten unsrer Memoiren: sie räumen nämlich Menschenleben aus dem Wege, wie es die Guillotine damaliger Zeit nicht leichter bewerkstelligen konnte. Die Zeiten waren allerdings arg, indessen suchte doch der Mord immer legale Formen, und Vergiftung und Mordthat wie in Italien zur Zeit der Borgia waren nicht an der Tagesordnung. Häufen sich also in einer Erzählung, die allenfalls ein erfundener Roman sein kann, die ermordeten Leichname, so denkt man zunächst an die Ungeschicklichkeit der Erfindung, und erst in zweiter Reihe an die Möglichkeit verwegener Barbarei. Wir wollen die Schlachtopfer unsers

Memoires zählen. Die beiden ersten sind also zwei Mediziner: ein bekannter Arzt Dessault, und dessen Freund der Apotheker Choppart. Es sollte — wie erzählt wurde — sich das Gerücht verbreitet haben, der Dauphin sei nicht mehr im Temple, und die revolutionaire Behörde habe, um alle dem ein Ende zu machen, dem stummen Kinde Gift in die Speise mischen lassen, damit es langsam sterbe und das ganze Thema für immer beseitigt werde. Dies wäre die erste Vergiftung, wenn das beliebige Kinder-Verwechseln aus Hospitälern gar nicht in weitre Rechnung gezogen wird. Das Kind sollte aber in ordentlicher und beglaubigter Form sterben, und es wird Dessault gerufen, um ihm die ärztliche Sorge zu widmen, die man dem äußeren Anstande für angemessen und bei einem vergifteten Wesen doch für erfolglos hielt. Dessault handelte gegen die Absicht der Behörde und es verbreitete sich durch ihn außerdem, das Kind im Temple sei nicht der Dauphin. Die revolutionaire Behörde ließ nun an die Stelle des stummen Kindes, das nicht sterben wollte, ein rachitisches bringen, dessen baldiger Tod mit Gewißheit vorauszusehen war, und —

Dessault und Choppart starben plötzlich, wie das Memoire sagt, vergiftet.

Dies wäre der zweite und dritte Mord. Welche Gewähr giebt man für diese Beschuldigung? Außer den Gerüchten, welche dem plötzlichen Todesfalle folgten, wird die Schrift eines Herrn Labréli de Fontaine citirt, welche im Jahre 1831 erschienen, und worin gesagt sei:

„Herr Abeillé, Schüler der Medizin unter dem Doktor Dessault zur Zeit vor Dessault's gewaltsamen Tode, hat in Frankreich und den vereinigten Staaten, in welche er sich geflüchtet hatte, Jedem der es hören wollte erklärt, daß die Ermordung dieses Doktors unmittelbar auf die Erklärung Dessaults gefolgt sei, jenes Kind wäre nicht der Dauphin. Ein amerikanisches Journal „L'abeille americaine“ hat dies 1817 gedruckt, eine Frau Delisle aus New York bezeugt dies von Herrn Abeille gehört und jenen Artikel gelesen zu haben.“

Man sieht, wie viel hieran zu einem leidlichen Beweise fehlt. Es folgt nun die Aussage eines Conventsmitgliedes, aber leider wieder aus zweiter Hand, vom Bruder dieses Conventsmitgliedes, wel-

ches am vermeintlichen Todestage die Aufsicht über den Temple hatte. Das Conventsmitglied wurde hinzugerufen, um den Tod zu bestätigen, kam in der größten Bestürzung wieder nach Hause und sagte zu seinem Bruder: Ich habe der Abfassung einer falschen Todesakte beigewohnt; der Sohn Ludwig's XVI. ist entkommen. Dies Conventsmitglied hat denn auch nicht unterschrieben.

Es wäre aber erst nachzuweisen, ob es denn in der Regel gewesen, daß ein die Aufsicht führendes Mitglied des Convents die Todtenscheine der im Temple Gestorbenen mit unterzeichnete.

Vom Conventsmitgliede Reverchon soll eine direkte briefliche Aussage existiren, daß die Entführung des Dauphin aus dem Temple gelungen sei. Dieser Brief wäre an eine Freundin der Josephine Beauharnais gerichtet, und eine Indiskretion mit dieser Aussage sei schuld gewesen, daß diese Dame 1816 durch den bekannten Agenten einer politischen Partei vergiftet worden sei. Vierter Mord. Wo ist der Brief? Wie ist er beglaubigt, oder welche beglaubigte Aussage ersetzt ihn? All Dergleichen kann nur durch genaue richterliche

Prozedur erledigt werden, und ist ohne diese nichtig.

Courtois, ebenfalls Conventsmitglied, und deshalb hierbei von Wichtigkeit, weil ihn der Convent beauftragt hatte, über die bei Robespierre gefundenen Papiere Bericht zu erstatten, soll sich gegen einen Herrn Aubry aus Remblusin in Lothringen unumwunden über die Entführung des Dauphin aus dem Temple geäußert haben. Herr Aubry hat dessen Aeußerungen aufgeschrieben, und es soll darin heißen: „Die Papiere, welche ich in Besitz habe, werden eines Tages für eine hohe Person, die aus dem Gefängnisse entführt wurde, von großem Nutzen sein. Der Convent hatte die strengsten Nachsuchungen angeordnet, um dieser Person wieder habhaft zu werden, sie hatten aber keinen Erfolg. Später hat man erklärt, sie sei im Gefängniß gestorben, ohne daß man über das Wiedereinfangen derselben irgend etwas beigebracht hätte. Es war dies nur ein Beweis mehr, daß die Person wirklich auf der Flucht, und daß der vorgegebene Tod nichts als eine Lüge, der Tod eines Untergeschobenen war.“

Der Marquis de Champagne sagt ebenfalls aus, daß Courtois zu wiederholten Malen versichert habe, „der junge König sei nicht im Temple gestorben.“

Die Aussagen Courtois wären von großer Wichtigkeit, wenn sie sich vor Gericht als ächt beweisen ließen. In der obigen Form sind sie ebenfalls nichtig.

In Gegenwart mehrerer Personen soll ferner ein alter Soldat auf dem Todtenbette im Hospital Necker zu Paris bestätigt haben, „daß er Zeuge gewesen, wie ein andres Kind dem Dauphin im Temple untergeschoben worden sei.“

Hier wie überall handelt es sich um die gerichtliche Probe, ob dergleichen Zeugen ihre Aussagen hinreichend zu erhärten im Stande sind.

Eben so verhält es sich mit den Aussagen über Simon's Frau. Es sollen noch Nonnen in dem Hospice, rue de Sèvres in Paris vorhanden sein, welche über die Aeußerungen der Simon Bericht abstatten können. Sie war nämlich der Darstellung des Prätendenten nach in naher Verbindung mit der Flucht aus dem Temple, und sie soll während der Restauration vergebens getrachtet haben, die Her-

zogin von Angoulême überzeugend zu unterrichten. Mehrmals abgewiesen von den Tuilerieen trotz der frohen Botschaft, die sie verkündigte, sei sie endlich in jenem Hospice, welches sie bewohnte, enger eingesperrt worden.

Der Herzog von Berry wird immer so dargestellt, als habe er gegen Ludwig XVIII. die Partie des geretteten Dauphin ergriffen, ja ein lebhaftes Zwiegespräch dieser Art habe kurz vor der Ermordung desselben statt gefunden, so daß dieser fünfte, allerdings unzweifelhafte Mord auch in den Bereich der Dauphin-Opfer fiele. Diese verwegene Behauptung, auf nichts als vages Zuhorchen in den Vorzimmern gestützt, macht in solcher mangelhaften Begründung die Prätendentschaft viel mehr verdächtig als wahrscheinlich.

Wunderlich genug aber ist es, daß ein französischer Kutscher, der früher in den königlichen Ställen gedient, und später auf die Insel Laland gerathen war, dort in der Ferne bei der Nachricht von des Herzogs v. Berry Ermordung ausgerufen hat: Ach, das ist wegen des Herzogs von der Normandie! — Ein Name und eine Ideenverbindung

welche damals noch keinem Menschen geläufig und unerhört war. Erzählt wird dies von Personen auf Laland, die mit dem Prätendenten in keinerlei Verhältniß stehn.

Als Zeugniß wird ferner das Buch aufgeführt „Geheime Geschichte des Direktoriums — histoire secrète du Directoire,“ und das, was im Journal du Commerce am 3. December 1832 darüber gesagt worden ist. Es heißt dort:

„Die erste wichtige Entdeckung lehrt uns die Existenz eines geheimen Comités im Convente, welches über das Schicksal der in Frankreich verbliebenen Bourbons entschied, und welches das Aufkommen eines neuen Cromwell zu verhindern hatte, zum Beispiele den befremdlichen Plan der Engländer, die Herzogin von Angoulême an Robespierre zu verheurathen.“

„Die zweite dieser Entdeckungen ist nicht minder neu, ist aber unglücklicherweise unvollständig. Es handelt sich um den jungen Ludwig XVII; es scheint gewiß, daß man das Publikum über die wirkliche Epoche und den Ort seines Todes getäuscht hat. Cambacérès gab dies zu, wollte aber nie entdecken,

was er darüber wußte. Es ist wahrscheinlich, daß darunter ein tief Geheimniß liegt, und daß dies Conventsmitglied in dasselbe eingeweiht war, wenn man sich der schonenden Behandlung erinnert, welche die zurückgekehrten Bourbons diesem Königsmörder angedeihn ließen, und des Eifers, die Papiere desselben in Beschlag zu nehmen, da er gestorben war. Diese ungesetzliche Beschlagnahme, welche für den Augenblick die Erben des Erzkanzlers sogar ihrer Familien = Zeugnisse beraubte, beabsichtigte eine Aussonderung derjenigen Papiere, welche diese Königs = Geheimnisse verrathen konnten. Sie wurde auf dem Justiz-Ministerium in tiefster Stille vorgenommen, und man hat nie erfahren, was die Dynastie unter diesen Papieren, welche ihr so viel Schreck zu verursachen schienen, gefunden hat."

Dies sind ganz merkwürdige Andeutungen, aber nichts weiter als solche, und es müßte sich erst zeigen, ob man auf deren Spur zu etwas Positiverem käme. Auffallend ist es auch hierbei, daß die Bourbons geduldig den Tod des Cambacérès abgewartet hätten, um Papiere von solcher Wichtigkeit und Gefährlichkeit an sich zu bringen.

Die Flucht des Dauphin soll den 4. Juni 1795 statt gefunden haben, wie Joseph Paulin, der Maurer im Temple, erzählt hat. Er, ein gewisser Viard und ein gewisser Letelletier seien die Retter gewesen. Außer Josephine Beauharnais, welche mit Barras befreundet und durch diesen für den Prätendenten wirksam war, werden Hoche, Pichegru und ein Graf de Frotté mit der Befreiung und Beschützung des Dauphin in Verbindung gebracht.

Paulin noch 1835 in Rouen lebend ward von Herrn Bourbon-Leblanc, einem Schriftsteller, welcher in dieser Angelegenheit thätig war, in jenem Jahre aufgesucht; Viard, ein Wage- und Gewichtmacher lebte ebenfalls noch in Rouen, und Jules Letelletier, ein Officier außer Dienst war auch noch am Leben und wohnte bei Compiegne. Hier wären also drei höchst wichtige Hauptzeugen noch vorhanden, es wird aber nur Paulin in nähere Rede gezogen.

Ueber Hoche's Theilnahme findet sich gar nichts Näheres. Ueber Pichegru nur die einfache Aussage, daß er zur Entweichung beigetragen, und die bösartige Bemerkung, daß er am sogenannten Selbst-

morde verstorben sei 1804 in dem Augenblicke, da man den Dauphin auf's Neue verhaftet. Mit halbem Auge also auf den sechsten Mord gedeutet.

Ueber den Grafen von Frotté hat im Jahre 1838 am 4. December von London aus ein Zeugniß in den Times gestanden. Ein Baron von Thierry nämlich, dessen Schwester den Bruder des Grafen Frotté geheurathet, erklärt, daß er durch diese Verwandtschaft zu genauer Kenntniß über alle Interessen des Grafen Frotté gekommen sei. Frotté sei allerdings das Hauptwerkzeug der Entweichung des Dauphin aus dem Temple nach der Vendée gewesen. Ueber die Entweichung selbst also hegt er nicht den geringsten Zweifel, und erzählt weiter, wie Frotté in Organisation des Vendéer Krieges sich hervorgethan, und später zur Friedensschließung mit dem ersten Consul Napoleon in Unterhandlung getreten sei. Dieser habe ihm freies Geleit zugesagt nach dem Orte, den er zu seinem Aufenthalte wählen würde. Frotté habe Paris gewählt, sei aber trotz des freien Geleits unterwegs arretirt und verrätherischer Weise erschossen worden. Thierry fordert alle Welt heraus, dies in Abrede zu stellen, und setzt hinzu, die-

ser treulose Akt sei nur begangen worden, weil der General Frotté den Ort gekannt habe, an welchem der Dauphin verborgen war, und weil Bonapartes Polizei die geringste Spur einer für seine Pläne so gefährlichen Existenz habe vernichten wollen.

Wenn aber weiter keine Spur als ein einzelner Mitwisser wie Graf Frotté vernichtet und durch diesen siebenten Mord dem Dauphin selbst um nichts näher gerückt, auch dessen neue Umgebung, die ihn zahlreichst durch Frotté kennen konnte, hierdurch gar nicht betroffen wurde, so ist in diesem gewaltsamen Tode Frottés durchaus keine deutliche Logik in Bezug auf den Dauphin. Die Aussage des Baron Thierry ist übrigens eine werthvolle Beisteuer für die Frage der Entweichung und der Flucht nach der Vendée, und es wäre vor Gericht von Wichtigkeit, die Lauterkeit dieser Beisteuer zu ermitteln.

Ohne weiteren Beweis wird ferner beigebracht, Duroc, General-Adjutant Napoleons, habe unter Josephinens Leitung die verschiedenen Entweichungen des Prinzen beschützt. Seine Papiere, dem unglücklichen Fualdès anvertraut, hätten dem Anscheine nach das tragische Ende dieses Mannes ver-

ursacht, während die Verschwiegenheit der Madame Manson in diesem Falle reichliche Gnadenbezeigungen Ludwig's XVIII. zur Folge gehabt. — Dieser daher rührende achte Todesfall ist so ohne alle Unterstützung aufgestellt, daß er weiter keine Acht verdient, als dasjenige Mißtrauen welches durch leichtsinnige Behauptungen aufgeregt wird. Natürlich könnte auch von Duroc's Mithilfe nur bei den späteren Entweichungen, nicht bei der aus dem Temple die Rede sein.

Folgendes aber wäre für ein Untersuchungsgericht von großem Werthe: Der Herzog von Montesquiou nämlich, Pair von Frankreich, derselbe welcher von Ludwig XVIII. zu mehrern geheimen Sendungen in Bezug auf die Prätendentschaft verwendet worden, sei erbötig, vor Gericht zu erhärten, daß er von diesem Könige positiv wisse, der Dauphin sei entkommen.

Ein Legitimist ferner sagt aus, daß unter der Restauration ein Todesschein des Dauphin nach der Entweichung desselben aus dem Temple in die Tuilerieen gebracht worden sei. Ein ebenfalls nur angedeuteter Mann hat erzählt, daß einige Zeit vor dem

Tode Ludwigs XVI. einige Personen in's Hotel Dieu, das große Hospital in Paris gekommen seien mit einem Bildnisse des Dauphin, um ein Kind auszusuchen, welches diesem ähnlich sähe. Nachdem sie eins gefunden, hätten sie's mit sich genommen, und, damit man des Fehlenden nicht inne werde, es durch ein gesundes ersetzt. Daher rühre in der Gazette de médecine jener Zeit der Wunderbericht, nach welchem ein sehr krankes Kind in 42 Stunden geheilt worden.

Das bemerkbare Herumgehn mit dem Bildnisse des Dauphin bei Seite gelassen, sind diese und die folgenden Proben alle erst nach gerichtlicher Erhärtung von Wichtigkeit. So die Erwiderung an die Empfindlichkeit Herrn Thuriot's, welcher mit dem Begräbnisse des im Temple verstorbenen Kindes beauftragt war. „Ach was! das ist eine Puppe, ein untergeschobenes Kind, das Sie da beerdigen sollen, der Dauphin ist geflüchtet!" Welche Aeußerung Herr Thuriot an Fouché berichtet habe. So die Aussage, daß man sogar die Schwester des im Temple gestorbenen und für den Dauphin ausgegebenen Kindes kenne, und daß sie in Martinique

lebe. Jenes Kind sei der Sohn einer Gärtnersfrau aus Versailles gewesen, die Mutter habe sich, um aller Nachforschung auszuweichen, sogleich einschiffen müssen, und in Amerika habe sie ein Herr Cazotte genau gekannt. Nach der Zerstörung des Temple-Gefängnisses habe man beim Nachsuchen das todtbeschaute und beerdigte Kind dort aufgefunden, und zwar eben das, welches die Aerzte in ihrem Protokoll beschrieben. — Es wäre sehr leichtsinnig vom Convente gewesen, wenn er sich nicht wenigstens solch ein Opferkind unter den zahlreich vorhandenen Findelkindern — enfans trouvés — ausgesucht hätte, um allen Konsequenzen mit Eltern oder Angehörigen für immer auszuweichen.

Wenden wir uns nun zu den Spuren, welche mit Courtois Aeußerung zusammenhängen, daß man nach dem vermeintlichen Tode des Dauphin noch auf den entflohenen Dauphin gefahndet habe. Sind diese Spuren deutlich, so beweisen sie sicherer, als alle obigen noch unverbürgten Zeugnisse, daß der Dauphin nicht im Temple gestorben sei.

Man soll mehrere Knaben arretirt haben, weil man sie für den flüchtigen Dauphin gehalten:

Morin de Guérivière, damals etwa zehn Jahre alt, reis't unter Obhut eines Herrn Jenais-Ojardias in einer Postchaise nach der Auvergne. In Thiers übergiebt ihn Herr Ojardias, der eine Tour nach Lyon machen muß, Herrn Barge-Réal zur Aufsicht. Gensdarmen aber, welche den jungen Ankömmling beobachtet und die Worte Barge-Réal's, er betrachte den Knaben wie ein anvertrautes Heiligthum, gehört haben sollen, berichten an die Behörde. Diese kommt, nimmt zu Protokoll, und Herr Barge-Réal wird verpflichtet, für die Behütung des Knaben einzustehn.

Als Ojardias zurückkehrt, klärt sich der Irrthum auf, und es wird ein Befehl zu Aufhebung des Verfahrens ausgestellt, dessen Aechtheit von Seiten jetziger Legitimisten selbst bestätigt wird, und welcher in damaliger Form lautet wie folgt:

„Freiheit." „Gerechtigkeit."
„Gleichheit." „Menschlichkeit."

Du Puy 22. Messidor Jahr 3
(10. Juli 1795).

J. P. Chazal, Volks-Repräsentant, abgeordnet vom National-Convent für die Departements von

Puy=de=Dôme, Obere Loire, Cantal, Aveyron und Lozère an den bevollmächtigten Syndikus des Bezirks Thiers:

Ich habe Ojardias gehört; er hat sein Betragen gerechtfertigt; die That, die man ihm zur Last legte, ist falsch; ich bevollmächtige Sie, die Befehle aufzuheben, welche das Kind im Hause Barge=Réal's zurückhielten, eben so diejenigen, welche man gegen die Freiheit des Ojardias hätte geben können.

Gez. J. P. Chazal."

Das Datum der Ankunft des Knaben ist nicht angegeben, da aber Ojardias Tour nach Lyon wahrscheinlich nicht über vier Wochen gedauert hat, weil man auch wohl sonst anderweitige Auskunft gesucht hätte, so stimmt die Zeit; denn schon am 8. Juni sollte der Dauphin gestorben sein, und vom 10. Juli ist die Auflösung dieses Mißverständnisses. Herr Morin de Guérivière ist übrigens selbst der Meinung, welche zwar unzweideutig aber nicht positiv in dem Dokumente ausgedrückt ist, daß man ihn für den Dauphin gehalten habe, und Herr Morin ist ein Gegner unsers Prätendenten, er arbeitet für Herrn Dejean im Ministerium des Innern, von welchem

wir oben die ungenaue Darstellung der preußischen Berichte gesehn haben. Die Quotidienne ferner, das treuste Blatt der älteren Bourbons, bestätigte am 6. November 1823, daß man Herrn Morin für den Dauphin gehalten und verhaftet habe, zu der Zeit als das Gerücht von der Entführung Ludwigs XVII. verbreitet gewesen.

Hiergegen wäre nur etwa einzuwenden, daß ein solches Gerücht in den Provinzen, namentlich in der abgelegenen Auvergne und eine dortige Verhaftsmaaßregel in Folge solches Gerüchtes noch kein Beweis ist, man sei auch an Ort und Stelle, das heißt in Paris und unter den Temple-Hütern um jene Zeit nach einem flüchtigen Dauphin aus gewesen.

Eine andere ähnliche Verhaftnahme des Herrn Leon-Louis Maillard, die nicht so ausführlich erzählt wird, deutet ebenfalls auf einen fernen Provinzort, auf Angoulême, und die Berichte einzelner Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, welche im Moniteur stehen, und welche über das Feldgeschrei: „Es lebe Ludwig XVII.,“ über ein Siegel mit „Ludwig XVII.“ und Dergleichen Nachricht geben, zeigen

nichts weiter, als daß die Royalisten den Glauben erhielten, der Dauphin lebe noch. Ob sie dies aus gegründeter Ueberzeugung oder aus andern Absichten gethan, wäre erst zu untersuchen und schwerlich festzustellen. In diese Kategorie gehört des Grafen Puisaye Aufruf vom 30. Juni 1795, worin er allerdings den Grafen von der Provence nur Monsieur, regent de France nennt, ein Zeichen, daß der Dauphin noch lebe, worin er von diesem Dauphin selbst wie von einem noch Lebenden spricht aber auch wie von einem, der noch befreit werden müsse. Dies thut er am 30. Juni, also 26 Tage nach der angeblichen Befreiung des Dauphin. Und doch wird gleich darauf gesagt, daß die Vendéer alle zwei Tage sichre Nachricht aus Paris gehabt hätten. Wären diese Nachrichten nicht auch flugs in die anstoßende Bretagne, den Sitz Puisaye's gedrungen? Von Charette, zu dem er doch geflüchtet sein soll, wird eine unbekannte Proklamation mitgetheilt, die gegen das Ende des Jahrs 1795 verlegt wird, und worin er allerdings auch vom Dauphin wie von einem Lebenden spricht und wie von einem in ein Asyl Geflüchteten.

Nachdem die Aechtheit des Dokuments — auf der Polizeipräfektur in Paris soll ein Exemplar sein — erwiesen wäre, träte immer noch die oben angedeutete Frage ein, ob Charette nicht für den wirklich damals erkaltenden Eifer der Insurgenten solch eine Fahne bedurft hätte.

Die Erzählung einzelner Vendéer, daß sie sich erinnerten, wie man da oder dort einen Wagen, worin ein blonder Knabe, der Dauphin, gewesen, mit dem Rufe begrüßt habe: „Vive Louis XVII.!“ ist von keiner Erheblichkeit, auch wenn sie ganz beglaubigt würde. Der Vorfall könnte ganz richtig, die Ankündigung in Voraus „der Dauphin kommt“ könnte ebenfalls wahr, und es könnte doch nicht der Dauphin gewesen sein. Die Verbreitung und Erhaltung des Glaubens in der Vendée, daß er lebe, war gar zu natürlich und nothwendig für eine royalistische Insurrektion.

In dem Verfahren gegen Baboeuf sollen Korrespondenzen aufgegriffen worden sein, welche die Flucht aus dem Temple außer Zweifel stellen: „Man hätte in Vitry Personen ermordet, weil ihnen das Geheimniß dieser Flucht und der Ort, an den er ge-

flüchtet, bekannt gewesen, so wie Dessault aus denselben Gründen vergiftet worden sei." An einer andern Stelle heiße es: „Wir haben die Spur von Capet's Sohne verloren."

In dem Buche „l'Empire ou Dix ans sous Napoleon par un ancien chambellan," welches man Herrn von Canisy zuschreibt, wird erzählt: Josephine habe kurz vor ihrer Scheidung dem Kaiser noch ein Geheimniß enthüllt. Es wird deutlich bezeichnet, daß dies die Existenz Ludwig's XVII. gewesen sei, und wunderlich genug rühmt sich Josephine dieser Mittheilung wie eines Liebespfands, das sie dem Kaiser noch eingehändigt habe.

Unsrer Erzählung nach hätte sie noch obenein von Anfang bis zu Ende diesen legitimen König Frankreich erhalten, um also bei der Scheidung den Kaiser mit einer solchen Nachricht zu überraschen!

In den Souvenirs de la reine Marie-Antoinette sagt die Gräfin Adhemar, die Witwe des Gesandten und welche Palastdame der Königin gewesen war, der Dauphin sei nicht im Kerker gestorben. „Ich will in keiner Weise," setzt sie hinzu, „den Betrügern in die Hände arbeiten, aber während ich dies

im Monat Mai 1799 schreibe, versichere ich auf meine Seele und mein Gewissen, ganz genau unterrichtet zu sein, daß Se. Majestät Ludwig XVII. nicht im Temple-Gefängnisse umgekommen ist. Ich wiederhole aber, daß ich mich nicht zu sagen getraue, was aus ihm geworden ist: ich weiß es nicht. Der einzige Cambacérès, der Revolutionsmann, könnte darüber Auskunft geben, er weiß davon viel mehr als ich!"

Dies ist alles Wesentliche was für die Behauptung beigebracht wird, der Dauphin sei nicht im Temple gestorben. Man sieht, es sind nur Anzeigen, keine Beweise, aber allerdings ist unter diesen Anzeigen Manches, das, wenn es gründlich bis an den Ursprung verfolgt würde, einem Beweise nahe kommen könnte. Auch um deßwillen ist es sehr zu beklagen, daß dieser Prätendentschafts-Prozeß beharrlich von den französischen Gerichtshöfen abgelehnt worden ist. Denn der Tod des Dauphin im Temple ist noch immer nicht erwiesen. Die Herzogin von Angoulême, zur Zeit des angeblichen Todes ebenfalls noch im Temple, ist offenbar damals in so strenger Trennung von ihrem Bruder erhalten worden, daß

auch sie nichts Bestimmtes darüber wissen konnte. Wäre dem nicht so, so würde sie den auftretenden Prätendenten gegenüber längst eine öffentliche positive Erklärung abgegeben haben, um allen betrügerischen Umtrieben ein für allemal ein Ende zu machen. Wenigstens wäre dies ihre Pflicht gewesen, und da sie sonst in dem Rufe eines frommen, streng loyalen Charakters steht, so ist nicht zu zweifeln: sie würde es gethan haben, wenn sie im Stande gewesen wäre, es positiv zu thun.

In Frankreich wurde der Glaube an Ludwigs XVII. Existenz am Lebhaftesten 1817 erweckt durch jenen Marassin, welchen unser Prätendent für seinen Agenten und Vorläufer ausgiebt. Es ist auch allerdings geheimnißvoll mit ihm in Rouen verfahren worden, Herr Decazes — beiläufig gesagt ein noch lebender Staatsmann, der gewiß wichtigen Aufschluß über diese Fragen geben könnte — ließ durch die Censur alle Aussagen über ihn auf das beschränken, was das Journal de Rouen darüber veröffentlichte, und man behauptet, außer der Hauptperson, diesem Marassin selbst, seien auch Zeugen geheimnißvoll aus der Welt verschwunden.

Auch für unsern Prätendenten ist dieser verschleierte Marassin von Wichtigkeit: Diejenigen nämlich, welche unsern Prätendenten der Betrügerei zeihen, könnten am Passendsten den Beginn derselben von der Bekanntschaft mit diesem Manne in Spandau datiren. Von ihm könnte alles historische Material des Romans stammen. Es wäre nur von Berlin aus festzustellen, ob der Prätendent sich wirklich schon 1810, also mehrere Jahre vor der erst später angesetzten Bekanntschaft mit Marassin, gegen den Polizei-Präsidenten Lecoque für den Dauphin ausgegeben habe.

Bourbon Leblanc erzählt, daß er sich nach Rouen zu diesem Marassin begeben, welcher dem jungen Louis XIV. auffallend ähnlich gesehn habe, daß die damalige Regierung offenbar dahin gewirkt habe, keine aufklärende Gerichtsverhandlung stattfinden zu lassen, und daß man statt Marassins, der zuerst Philippeau dann Bruneau heißen sollte, einen gutwilligen Mathurin Bruneau untergeschoben habe, der nichts zu sagen gewußt und ohne Schwierigkeit verurtheilt worden sei. Die Presse sei unter strenger Censur, er selbst, — Bourbon Leblanc — der eine

Broschüre im Manuscript über das Verdächtige dieser Angelegenheit verbreitet hatte, sei so lange in Haft gewesen, bis aus dem Marassin ein verurtheilter Mathurin Bruneau entstanden und verschwunden sei.

Bei Gelegenheit dieser Verhandlungen — und dies wäre für uns das Wichtigste — solle der Advokat des Königs im Eifer gesagt haben: Was die Entweichung des Dauphin betreffe, so hätten ihn die veranstalteten Nachforschungen überzeugt, daß sie gewiß sei.

Herr Gisquet, früherer Polizeipräfekt von Paris, kommt in seinen Memoiren auch an die falschen Dauphins, und nachdem er die Betrügereien des sogenannten Baron Richemont ausführlich erzählt hat, über Naundorff aber oberflächlich hingeschlüpft ist, glaubt er, all solche Prätendentschaft mit einem Streiche zu vernichten, und erklärt den Tod des Dauphin im Temple für unzweifelhaft. Nach den vorliegenden Beweisen sei es kindische Thorheit, nur einen Augenblick die mögliche Aechtheit eines solchen Prätendenten in Rede zu ziehn.

Und welches sind nun die ihm vorliegenden Beweise?

Den Todtenschein selbst scheint er nicht einmal zu kennen, sondern er stützt sich wie auf etwas Erschöpfendes auf die Aussage Lasnes, welche dieser in der Verhandlung über Richemont abgelegt hat, und auf den Brief eines Herrn Graud, welcher als Freund und Advokat Barras' durch diesen ganz genau über den Tod des Dauphin unterrichtet sein will.

Lasnes also, einst Soldat unter den französischen Garden, der jetzt als Greis Häuser anstreicht, sagt aus gegen jenen Richemont, welcher in einem pappenen Pferde aus dem Temple entkommen sein will:

„Er, Lasnes, habe den Dauphin vor Gefangennehmung der königlichen Familie vollkommen gekannt, er habe ihn sehr wohl wieder erkannt, als man ihm die Wache im Temple übertragen, er habe dort alle Tage mit ihm gesprochen, sei ihm, der eine Geschwulst am Knie gehabt, zum Herumgehn behilflich gewesen, und habe dafür dankbare Erkenntlichkeit des Dauphin geerntet. Der unglückliche Dauphin sei unter seinen Augen, fast in seinen Armen gestorben, er habe der Todtenschau

beigewohnt, bei allem, was vorgefallen, sei er zugegen gewesen."

Daß dieser Lasnes den Tod bescheinigt, ist uns, die wir die Unterschriften des Todtenscheins kennen, nicht etwas so Neues wie dem Herrn Gisquet. Es ist nur neu, daß Lasnes den Dauphin in Versailles oder Paris gekannt und später im Temple wieder erkannt haben will. Dieser Punkt müßte im Detail erörtert und auf's Ausführlichste untersucht werden; denn es war der Hauptpunkt. Daß ein französischer Gardist Gelegenheit gehabt habe, den ganz jungen Dauphin, welcher wie ein Augapfel behütet wurde, genau zu kennen, ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, und diese Behauptung bedurfte des detaillirten Erweises. Daß er ein Kind, welches vier oder fünf Jahr alt, früher gesehn, daß er dies Kind, welches die wichtigste Zeit seines Wachsthums, vier Jahre lang, im Kerker und theilweis unter entstellender Krankheit verbracht hatte, welches notorisch geschwollen, gelähmt, entstellt war, ohne Weiteres wiedererkannt habe, obgleich er es jedenfalls früher nur flüchtig als ein geschmücktes gesundes Kind gesehn hatte, dies ist uns nicht so zweifellos und näheren Erweises unbe-

dürftig wie Herrn Gisquet. Herr Gisquet ist aber allerdings nicht berufen, den Tod des Dauphin als zweifelhaft darzustellen.

Solcher Erkennungs-Berichte, deren Motive unlauter sein können, deren Zuverlässigkeit durch dazwischen liegende lange Zeiträume beeinträchtigt wird, hat unser Prätendent zahlreich entgegen zu stellen: sie erweisen, so lange sie nicht gründlicher erörtert sind, eben so wenig Sicheres für die Aechtheit des Prätendenten wie die Lasnesschen Aussagen für den Tod des Dauphin.

Was enthält nun der Graud'sche Brief? Es heißt darin:

„Barras habe ihm oft vom Tode des Dauphin erzählt. Und was er ihm erzählt, und in die Feder diktirt, stimme vollkommen überein mit Lasnes Aussage." —

„Im Jahre III. habe Barras als Conventsmitglied den Auftrag gehabt, den Dauphin im Temple zu besuchen, und darauf zu sehn, daß er mit Menschlichkeit behandelt würde. Sobald er ihn erblickt, habe er ihn vollständig für den jungen Dauphin erkannt, den er sonst oft in den Tuilerieen gesehn hatte.

Denn Barras, von uraltem Adel, sei natürlich oft im Schlosse gewesen. — Alles Uebrige habe Barras ebenso erzählt wie Lasnes."

Diese Uebereinstimmung mit Lasnes, auf welche so viel Werth gelegt wird, ist unerläßlich, wenn nicht unmittelbare Unwahrheit zu Tage liegen soll. Denn es besteht weder Frage noch Zweifel darüber, daß sie das Kind im Temple gesehn haben, welches gestorben ist, und welches für den Dauphin galt. Die Hauptfrage ist auch hier, ob Barras in der Lage gewesen sei, in den Tuilerieen den Dauphin oft zu sehn und demzufolge später zweifellos wieder zu erkennen. Diese Frage ist nicht so leicht zu erledigen, wie Herr Graud sie erledigt. Barras war als Wüstling und als ein der Revolution Zugeneigter berüchtigt, und die Tuilerieen standen ihm wahrscheinlich trotz seines alten Adels, nicht so offen, wie Herr Graud voraussetzt. Die Schwierigkeiten der Erkennung ferner waren für ihn eben so groß, wie für jeden Anderen. Wichtiger aber ist, was Herr Graud nicht erwähnt, daß Barras thätig gewesen sein soll bei einer Verwechselung der Knaben, und daß deshalb seine Aussage, welche

von einer Verwechselung gar nichts erwähnt, mittelbar gegen die Darstellung des Prätendenten spricht.

Insofern wäre der Graudsche Brief, wenn er gerichtlich in nähere Erörterung und Erhärtung gezogen und mit den gegentheiligen Aeußerungen Barras', auf welche sich der Prätendent beruft, verglichen würde, eine wesentliche Hilfe zu dem Beweise, daß der Dauphin wirklich im Temple gestorben sei.

Nach alle dem fragt man allerdings mit Recht:

Warum hat man im Temple den Tod des Dauphin nicht unwiderleglich durch die Unterschrift der Schwester desselben bestätigen lassen? Sie war so nahe in demselben Gefängnisse, ihre Namens-Unterschrift, wenn sie später nicht als eine erzwungene erklärt wurde, hätte den Todesschein unwiderleglich gemacht.

Warum weigerte sich Ludwig XVIII., nachdem er auf dem Kirchhofe Ste. Marguérite nach dem Leichnam des Dauphin hatte graben lassen, warum weigerte er sich, das Herz jenes todt-

beschauten Kindes anzunehmen, welches der Doktor Pelletan aufgehoben und ihm angeboten hatte?

Warum wurde keine Todtenfeier eingesetzt zum Gedächtniß des Dauphin, wie sie doch zum Gedächtniß des Königs, der Königin und der Madame Elisabeth eingesetzt wurde?

Wäre der Tod des Dauphin erwiesen, so könnte es keinen Prätendenten geben.

Betrachten wir nun die Erzählung unsers Prätendenten näher; denn der Dauphin kann aus dem Temple entkommen, und unser Prätendent doch ein falscher Dauphin sein.

Diese Erzählung erweckt Zweifel aller Art: was aus der frühsten Jugend beigebracht wird, erscheint vielen Leuten darum bedenklich, weil die Erinnerung selten bis zum vierten Lebensjahre zurückreicht. Es giebt indessen doch Menschen, denen dies in einem auffallenden Grade möglich ist, und deshalb kann die Kritik daraus keinen Vorwurf bilden.

Es steht nur darum viel schlimmer um die Glaubwürdigkeit in Betreff dieser Jugendscenen, weil man sie wissen kann, ohne Dauphin zu sein. Sie werden in den Memoiren der Prinzessin von Lamballe erzählt, und diese Memoiren, von Madame Guénard herausgegeben, hatten schon im Jahre 1815 die vierte Ausgabe erlebt.

Hat sie der Prätendent ohne diese Memoiren gekannt, so gehört die Erscheinung dieser Memoiren zu seinen vielen Unglücksfällen, und wir wollen kein Gewicht darauf legen, bis andere unzweideutige Bedenklichkeiten vorkommen. Sie lassen nicht auf sich warten. Soll man die langweilige, detaillirt-architektonische Beschreibung des Temple-Gefängnisses dazu rechnen? Sieht eine solche der Erinnerung eines Knaben ähnlich? Oder gleicht sie nicht viel mehr einem speciellen Studium?

Nein, aus solchen inneren Gründen wollen wir ihm nicht eher zu nahe treten, als bis streng materielle Gründe uns zum Verdacht berechtigt haben. Die Erzählung der Flucht selbst liefert aber streng materielle Gründe des Verdachtes. Der Prätendent beruft sich nämlich auf jenen

Maurer, den er Anfangs nur mit den Buchstaben J. P., später vollständig mit dem Namen Joseph Paulin bezeichnet. Er mit Viard und Letelletier sollen die Befreier gewesen sein. Es steht also zu vermuthen, daß Paulin wisse, wie er die Befreiung bewerkstelligt habe. Nun, Paulin, als Greis in Rouen lebend, sagt aus, und das Memoire justificatif bringt merkwürdigerweise selbst diese Aussage:

„Den 4. Juni 1795 erwarteten wir die Nacht um unsre gefährliche Unternehmung auszuführen. Zur bestimmten Stunde hielt ein Wäschwagen an der Thür des Temples. Ich führte ihn — hum! hum! hum! — Auf dies Signal öffnete sich die Thür des Gefängnisses. Man stellte mir einen großen Korb zu, worin Wäsche war, aber dieser Korb hatte einen doppelten Boden, welcher — das Glück Frankreichs in sich schloß!" —

Dies widerspricht geradezu und gröblich der Erzählung des Prätendenten. Er will im Sarge anstatt des todten Kindes herausgebracht worden sein, und der Befreier, auf den er sich selbst beruft, will ihn in einem Wäschkorbe gerettet haben. Ja,

der Prätendent und Paulin haben um 1835 eine Zusammenkunft mit einander gehabt, und Herr Bourbon Leblanc, welcher diese Zusammenkunft veranstaltet, erzählt, daß sie gegenseitig zufriedengestellt von einander gegangen seien. „Gegenseitig zufriedengestellt" ist für solche Lage allerdings ein etwas kühler Ausdruck, und von der schreiend verschiedenen Lesart in Betreff der Entweichung aus dem Temple ist weder hier noch anderwärts die Rede.

Solche Blöße ist in einem juristisch und übrigens mit großem Scharfsinn abgefaßten Memoire so befremdlich, daß man seiner eigenen Einsicht mißtraut, daß man irgend eine Berichtigung übersehen zu haben glaubt. Aber der Widerspruch wird nur um so klaffender, je weiter man sich umsieht: der Prätendent hat nämlich jene in Crossen abgefaßte Lebensbeschreibung ebenfalls in London drucken lassen einige Jahre vor dem Druck des „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin", und in dieser ersten auch in's Deutsche übersetzten und in Leipzig gedruckten Lebensbeschreibung ist die Befreiung aus dem Temple ungefähr ebenso erzählt,

wie sie bei Paulin erscheint. Der Wäschkorb ist das Hilfsmittel.

Dieser Korb hat sich also einige Jahre später in einen Sarg verwandelt —

Nachlässigkeit in der Redaktion und Widerspruch sind so gröblich, daß man einen Augenblick denkt, sie könnten einem Betrüger nicht begegnen. —

Dieser Widerspruch zwischen den beiden Darstellungen bleibt denn auch nicht vereinzelt: die Affaire mit Braunschweig und Schill wird nicht ganz gleichlautend erzählt, und die Affaire mit Naundorff weicht in einigen Hauptpunkten ab. In der ersten Lebensgeschichte sagt der Prätendent zu diesem, er sei aus Weimar, und verspricht sich noch dabei, Wismar statt Weimar sagend, ein Versprechen, das lachend von Naundorff berichtigt wird, obgleich man nicht begreift, woher der stockfremde Naundorff ohne Weiteres wissen kann, daß Wismar Weimar bedeute. In der zweiten Lebensgeschichte ist Naundorff aus Weimar. In der ersten ferner tritt ihm Naundorff seinen Paß und Namen

ab, in der zweiten erhält er beides durch den Polizeipräsident von Berlin. In der ersten endlich ist Marassin ein Verräther, der sich auf eigne Rechnung der Mittheilungen des Prätendenten bedient, um in Frankreich den Dauphin zu spielen; in der zweiten ist Marassin Agent des Prätendenten, der nur die Wege bahnen und sich als Folie aussetzen soll.

Hat man einmal diese Widersprüche entdeckt, so ist man nicht mehr geneigt, viel Umstände in der weitern Kritik zu machen, und man ist nun auch in der That berechtigt, alle feinere günstige Rücksicht fallen zu lassen. Machten nicht später die Attentate und die gerichtliche Aussage eines gewissen Brémont in der Schweiz das abfällige Urtheil wieder stutzig, so zählte man nur noch die vielen Unwahrscheinlichkeiten zusammen, und zöge die Summe: dieser Mann ist ein Betrüger!

Dafür, daß er selbst getäuscht sei, findet sich weder im Charakter noch in der Haltung der Aussagen irgend ein Fingerzeig, Alles geht auf die Alternative: er ist ächt, oder er betrügt.

Die Unwahrscheinlichkeiten beginnen namentlich mit dem Verfahren Napoleon's, ein heimlich grausames Verfahren, welches demjenigen, der den Herzog von Enghien öffentlich erschießen ließ, nicht eben ähnlich sieht. Daß ferner Fouché, wie angedeutet wird, während der Glanzperiode des Kaisers sich dessen furchtbarem Zorne ausgesetzt, indem er für Josephine zu wiederholten Malen einen solchen Gefangenen befreit hätte, sieht diesem klugen Menschen nicht ähnlich. Eben so unwahrscheinlich ist's, daß der endlich bis in's Innere Deutschlands gerettete Dauphin, ein von Leiden erschöpfter Jüngling, nichts Anderes zu thun gewußt hätte, als sich mit dem äußerst gefährdeten Schill'schen Freikorps einzulassen, daß er ferner, wirklich bis Berlin gelangt, nichts Dringenderes zu thun gehabt habe, als gemeiner Husar in einem preußischen Regimente zu werden!

Am allerbefremdlichsten endlich, und wenn so viel Anderes hinzu kommt entscheidend befremdlich ist das Verhalten des Prätendenten in den Jahren 1813, 14, 15. Der Usurpator seiner Krone wird gestürzt, es handelt sich um Wiederkehr der Bour-

bons, sie kommen wieder, der Thron wird neu besetzt, und der rechtmäßige Erbe bliebe still und unbekümmert als Uhrmacher in Spandau! Wer glaubt das! Erst nachdem Alles beendigt ist, schreibt er einen zaghaften Brief an die Herzogin von Angoulême, ein Brief, der auch noch weit entfernt davon ist, die Rechte eines Dauphin zu fordern.

Wie nahe liegt der Gedanke, daß erst um diese Zeit der Gedanke einer Prätendentschaft gekommen sei, zwei Jahre zu spät!

Als guter Romantiker mußte er wenigstens die Jahre 13, 14 und 15 mit Ketten und Gefängniß versorgen, so daß er von der Welt und die Welt nichts von ihm erfahren konnte während dieser drei Jahre.

Und doch! Verfahren wir nicht eben so ungelenk wie ein in bestimmte Formeln eingeengtes Gericht?

Kann er nicht der ächte Dauphin sein trotz einer unwahrscheinlichen, unglaublichen, ja wahrhaft un-

richtigen Erzählung? Ja, trotz unzweifelhafter Widersprüche darin? Kann es nicht eine Folge seiner entsetzlichen Schicksale sein, eine Folge des so furchtbar abenteuerlichen Lebens, daß er sich daran gewöhnt hat, die Dinge kraus und bunt durch einander gemischt zu sehn und selbst zu mischen? Verlangen wir nicht außerordentlich viel, wenn wir von einem aller Erziehung beraubten Manne heischen, er solle das verwickeltste, romanhafteste Leben in logischer Ordnung, ja in wahrscheinlicher Folge vor uns aufrollen?

In der That, unser Mißtrauen, wenn es ungerecht ist, bildete den Gipfel seines Unglücks: die Schicksalsschläge an sich, so hart und schmerzhaft, wie sie ihn getroffen, wären dann nur äußerliche grobe Formen des Unglücks gewesen. Der Kern seines Unglücks bestände erst darin, daß ihm durch das Ungeheure dieser Schicksale die Fähigkeit, sie darzustellen und die Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit derselben entzogen würde!

Wäre das nicht eine Lage, die wahnsinnig oder schlecht oder frömmelnd machen könnte? Alle diejenigen, welche den Prätendenten kennen, rühmen

die Güte seines Herzens, die Sanftmuth seines Wesens, wollen wir ihm eine stark gefärbte Frömmigkeit zum Nachtheil anrechnen, weil wir gerade in einer Zeit leben, welche die Frömmigkeit vielfach als Handwerk betreiben sieht? Soll er nun wieder darunter leiden, daß gerade jetzt die Frömmelei überhand nimmt?

Er erzählt in Crossen seine Entweichung aus dem Temple auf eine andere Weise, als er sie mehrere Jahre später in London erzählt: wohl, zwischen diesen verschiedenen Erzählungen liegt aber sein Aufenthalt in Frankreich, der erste Aufenthalt in der Heimath, welcher ihm die nöthige Ruhe läßt, sich über seine Vergangenheit an Ort und Stelle zurecht zu finden. Er hat uns ferner beidemale gesagt, daß ihm kurz vor seiner Flucht betäubende Mittel beigebracht worden seien, können sie nicht seine Vorstellungen über diese Flucht verwirrt haben?

Endlich, ist es nicht die Ungerechtigkeit selbst, daß wir aus seinem Benehmen bei der Ankunft in Berlin, bei Eintritt der politischen Katastrophen 1813, 14 und 15 Beweise gegen seine Aechtheit

ableiten? Soll sich ein durch die schrecklichsten Erfahrungen eingeschüchterter Jüngling mit jenem politischen Takte benehmen, welcher Muth und Geschicklichkeit voraussetzt?

Und daß er auch später, zum Beispiele bei den Kriminalprozessen in Brandenburg, beim plötzlichen Tode eines so werthvollen Freundes wie Petzold immer nur die Einwirkung boshafter Menschen sieht, ist dies nicht nach einem Leben solcher Erfahrungen verzeihlich? Eben so konnte auf der andern Seite seine fremdartige Erscheinung in einer kleinen Provinzstadt von vornherein Verdacht gegen ihn erwecken. Man wußte nichts von seiner Vergangenheit, er zog sich gleich nach seiner Ankunft in Brandenburg Feinde zu, die nicht eben gewissenhaft sein mochten, es ereigneten sich ungewöhnliche Dinge wie die Anzündung des Schauspielhauses, die Cirkulation falscher Münze, war es nicht erklärlich, daß man zunächst auf einen zweifelhaften Fremdling fahndete? Die Gerichte wie der Fremdling, beide konnten dabei ohne Schuld sein, ja eine entehrende Verurtheilung konnte zu Wege kommen, ohne daß dem Strafenden und dem Bestraften Unrecht zur

Last gelegt werden könnte. Alle Formen sind mangelhaft. Ja, der Prätendent konnte schuldig, und doch der ächte Dauphin sein. Zwanzig Jahre Vagabunden-Lebens konnten eine zehnjährige Jugend ausgerottet haben aus Sinn und Betragen.

Diesen günstigen Deutungen ist noch ein merkwürdig Zeugniß beizufügen, welches dem Prätendenten von der Schweiz aus zu Hilfe gekommen ist von einem 78jährigen Greise Jean Baptiste Jerome Brémond. Dieser war von 1788 bis zum 10. August 1792 Geheim-Sekretair Ludwig's XVI. gewesen, und wurde im Jahre 1837 gerichtlich verhört über die Angelegenheit des Prätendenten. Die französische Regierung hatte 1837 um ein gerichtliches Verhör dieses Brémond, welcher im Waadtlande wohnte, ersucht, wie es scheint, um sich nachträglich aufzuklären, denn der Prätendent war schon ein Jahr vorher aus Frankreich verwiesen. Und vor dem Tribunal von Vevey sagte Herr Brémond nach vorhergegangener strenger eidlicher Verpflichtung Folgendes aus:

Ich glaube, daß der Prinz aus dem Temple entkommen ist, ich lege keine weiteren Beweise

vor, weil sich der Prinz dies selber vorbehalten hat.

Ich glaube, daß der sogenannte Naundorff der ächte Prinz ist, und habe ihn besonders daran erkannt, daß er den Versteck kennt, welchen sein Vater in den Tuilerieen selbst angelegt hat, und bei dessen Verschluß er allein mit seinem Vater zugegen gewesen ist. Auf unsre Vorstellung, daß der eiserne Schrank zur Zeit des Unglücks entdeckt werden könne, hatte uns der König gesagt, er habe einen Versteck für Dokumente und Gelder angelegt, welchen nur sein Sohn kenne. Er habe auch einen Schlüssel — bekanntlich war er ein sehr geschickter Schlosser — dazu verfertigt, mit welchem nur sein Sohn die eiserne Kiste öffnen könne. Der Prinz besitzt den Schlüssel. Fast all seine übrigen Dokumente sind verloren gegangen, aber in den Archiven St. Peters zu Rom soll ein's liegen, welches die Entweichung des Prinzen aus dem Temple bestätigt.

Hierzu erzählen die Freunde des Prätendenten, es habe dieser Ludwig Philipp um Erlaubniß gebeten, jene Kiste suchen, öffnen und den Inhalt

derselben an sich nehmen zu dürfen. Ludwig Philipp habe ihm die Erlaubniß gegeben, die Kiste zu suchen, zu öffnen, und das darin befindliche Geld an sich zu nehmen. Es müßten aber Beauftragte des Königs zugegen sein, und alle Papiere, welche sich vorfänden, müßten an diese ausgeliefert werden.

Unter solchen Bedingungen habe der Prätendent darauf verzichtet.

Außerdem setzen die Freunde hinzu: Ludwig Philipp habe dem Prätendenten eine Identitätserklärung und eine Rente von einer Million Franks vorgeschlagen.

Der Prätendent, nicht darauf eingehend, habe erwidert, dies sei eine Angelegenheit der Nation.

Wenn noch gesagt ist, daß er von dem Gatten der Schweizerin, welche ihn nach der Flucht aus dem Temple gepflegt und später nach Italien begleitet, die Uhrmacherkunst erlernt habe, weil dieser Gatte selbst Uhrmacher gewesen sei, und daß er im Crossener Memoire Madame Sonnenfeld wie die gewesene Freundin Naundorff's bezeichnet, also doch

auf ein Motiv der Naundorffschen Bereitwilligkeiten deutet, so wären im Wesentlichen alle Data und Wendungen angeführt, deren sich etwa ein Advokat zur Vertheidigung einer besonders durch Widersprüche so schwer kompromittirten Sache bedienen könnte.

Ist er durch das frühere Unglück so verwirrt worden, daß sein politisch fehlerhaftes Betragen 1813, 14 und 15, daß die Widersprüche in seiner Erzählung nur von dieser Verworrenheit herrühren, so ist dies ein Unglück, welches die jetzige Welt mit den Hilfsmitteln, die bis jetzt vorliegen, nicht von ihm abwenden kann.

Wenn die preußische Regierung über seine Ankunft, 1810, über seine vorgegebene Mittheilung an Herrn Lecoque und an den Fürsten Hardenberg etwas ermitteln kann, so könnte erst von da an wieder ein neuer Weg des Beweises gesucht werden. Und schwerlich zu seinen Gunsten. Der Fürst Hardenberg war ein äußerst menschenfreundlicher, gerechter und sinniger Mann: ihn hätte das Schicksal dieses Prätendenten, wäre es ihm unter irgend welcher Begründung nahe gekommen, zum Lebhaf-

testen interessirt. Er hatte früher die Markgrafthümer Anspach und Baireuth verwaltet, hatte dort Schaaren von Emigranten Jahre lang um sich gehabt, alle Nüancen über die Bourbon-Familie waren ihm und den Seinen dadurch bekannt und geläufig, er hat aber auch nie mit einer Sylbe gegen die Seinen erwähnt, daß sich 1810 ein solcher Prätendent eingefunden habe. Den Kampf gegen Napoleon vorbereitend hätte er diesen Dauphin wie eine kostbare Perle bewahrt, und im Jahre 1813 ohne Verzug den Alliirten als den fraglos legitimen König von Frankreich vorgestellt. Man war damals sogar zweifelhaft, ob man Ludwig XVIII. ernennen sollte, so weit war man davon entfernt, ihn, den notorisch nächsten Verwandten, irgendwie zu begünstigen. Man hätte nicht einen Augenblick geschwankt, den Dauphin, wenn er vorhanden gewesen wäre, vorzuziehn. Und hier kann auch der Prätendent noch von keinen Intriguen der anderen Bourbons gegen ihn reden, sie wußten noch gar nichts von ihm. Fürst Hardenberg allein sollte von ihm wissen, und der preußische Hof hätte ja eher allen Grund gehabt, einen Prinzen auf den franzö-

sischen Thron erhoben zu sehn, der sich zu ihm geflüchtet, der sich bei ihm vor den Verfolgern gesichert, der sich also zu Dank verpflichtet hätte.

Und hätte man ihn politisch ignoriren zu müssen geglaubt, weil er, vagabundisch aufgewachsen, untauglich geworden sei zum Throne, irgendwo, in der hardenbergschen Familie zum Beispiele fände sich eine Marke, daß dies den Staatskanzler einmal beschäftigt habe. Diese Familie aber, das ist erwiesen, hat in diesem Betreff nie die leiseste Andeutung des Staatskanzlers gehört.

Jene Aussage des Prätendenten also vom Jahre 1810 bis 1812 ist innerlich haltlos, und sieht einer Lüge ähnlich wie ein Ei dem andern.

Und sie ist die einzige, welche ihn bei uns zu einem Prätendenten stempelt — ohne das Mysterium jener zwei Jahre gälte er uns für verrückt.

Und was für wirklich haltbare Stützen hat er in Frankreich? Man weiß nicht, ob noch einige der alten Damen, die vor funfzig Jahren schön waren, und eine neue Wichtigkeit wünschen können, seine Aechtheit bekennen. Wer sonst zu ihm hält, der ist

ein rationell Ueberzeugter, ein Gläubiger, nicht aber Einer, der Zeugnisse verlangen und empfangen könnte, wie der Apostel Thomas sie verlangte und empfing. Und unter diesen Ueberzeugten und Gläubigen haben wir im Frühlinge 1841 die Ueberzeugtesten und Gläubigsten von ihm abfallen sehn, selbst Laprade, welcher Jahre lang zu den eifrigsten Aposteln dieses Prätendentenglaubens gehörte.

Paulin und Brémont allein, — vorausgesetzt nämlich, daß die Paulinsche Aussage zu erhärten sei wie die Brémontsche, denn vor der Hand ist sie nur eben so hingesetzt, wie man Alles hinsetzen kann — dürften von Wichtigkeit sein, wenn sie positiv zu sagen im Stande wären: Dieser Mann ist der Dauphin, welchen wir vor 45 und vor 50 Jahren gekannt haben. Leider ist eine solche Wiedererkennung von größter Mißlichkeit: der Dauphin ist für Brémont ein Kind gewesen ohne Physiognomie, für Paulin ein durch Gefangenschaft und Mißhandlung entstellter Knabe, und Brémont wie Paulin sind indessen hochbejahrte Greise geworden, deren Sinne abgestumpft, deren Gläubigkeit greisenhaft aufgeregt sein möchten.

— Und welches Zeugniß haben sie abgelegt? Von dem Paulinschen sagt der freundschaftliche Berichterstatter: es habe ihm geschienen, als ob einer von dem andern, Paulin nämlich vom Prätendenten befriedigt worden sei.

Dieser Ausdruck wäre wenigstens sehr lau für eine so wichtige Erkennung.

Das Brémontsche Zeugniß aber stützt sich, wie dieser Greis selbst sagt, ganz und gar auf Kenntniß und Besitz jenes Verstecks und Schlüssels. Daß aber unser Prätendent über manche Details gut unterrichtet ist, das haben wir öfter gesehn, und das hat ihn doch nicht vor unserm gerechten Mißtrauen bewahren können. Die wirkliche Probe mit Aufsuchung des Verstecks, mit Aufweisung des Schlüssels, mit Anwendung desselben hat er übrigens noch nicht ablegen können, beschränkt sich also bis jetzt nur darauf, daß er die Kenntniß davon gezeigt habe. Wo wäre denn auch jener Schlüssel geblieben! Er hat uns zu zwei verschiedenen Epochen — 1832 und 1836 sein Leben beschrieben, und in jeder dieser Beschreibungen von den wenig Erkennungsmerkmalen unterrichtet, die er aus den Verfolgungen gerettet,

von einem Schlüssel aber ist nie die Rede, und — auffallend genug! die Aussage Brémonts ereignet sich auch erst im Jahre 1837, ein Jahr nach der letzten Ausgabe der Biographie.

Also auch dies Zeugniß beweis't nur Wenig und ist durch den Prätendenten selbst verdächtig gemacht. Das Anerbieten einer Identitäts-Erklärung, einer Rente von Seiten Ludwig Philipps ferner ist so auf gut Glück hingeworfen, wem diese Form Beweises genug ist, der mag es aufheben.

Die Beweise in Frankreich also sind ebenfalls äußerst mißlich. Sie sind indessen mannigfaltiger, ihre innere Nichtigkeit ist nicht so einleuchtend wie das Verhältniß zum Fürsten Hardenberg, und wenn es von der preußischen Regierung zu wünschen wäre, daß sie streng nachsuchen und die Erfolge dieser Nachsuchung bekannt machen ließe, so ist es von der französischen zu verlangen, daß sie das ganze Gewebe einer vollständigen gerichtlichen Prüfung anheim gebe. Ohne eine solche kann der vereinzelte Untersucher nur die Unwahrscheinlichkeit der Proben und die Wahrscheinlichkeit des Betruges nachweisen.

Dies kann er aber allerdings, und es bleiben dem Prätendenten nur zwei große Hilfsmittel übrig: das erste liegt in der auffallenden persönlichen Aehnlichkeit mit dem König und der Königin und der noch auffallenderen Aehnlichkeit der Tochter mit Marie Antoinette, so wie gleichzeitig mit der Herzogin von Angoulême. Diese Aehnlichkeit wirkt noch kräftiger, weil sie Großmutter und Tante in sich vereinigte, und weil sie den Erfahrungssatz für sich hat, daß sich die frappanteste Familienähnlichkeit zwischen Großeltern und Enkelkindern vorzufinden pflege.

Das zweite und letzte Hilfsmittel des Prätendenten liegt in den Attentaten, die auf ihn gemacht worden sind. Einen falschen Prätendenten ermordet man nicht.

Aber ein falscher Prätendent weiß das, und könnte ein gut geleitetes Attentat seiner Prätendentschaft für sehr vortheilhaft erachten.

Um so Frevelhaftes unterzulegen muß man allerdings schon so grobe Anzeigen der Unlauterkeit vor sich gehabt haben wie die Flucht aus dem Temple, die einmal im Korbe, das zweite Mal im Sarge

veranstaltet wird. Es ist außerdem schwer, an Attentate zu glauben, die bloß aus der Ursache geschehn, daß man um des Attentats willen an die Aechtheit des Betroffenen glauben solle. Der Mensch achtet und liebt seinen Leib, oft mehr als seine Seele. Aus Verzweiflung wohl, aber nicht leicht bloßen Spiels halber legt er eine gefährliche Hand daran. Indessen lassen sich doch die Paroxysmen nicht ausrechnen, man hat die Legende vom Propheten, der sich durch Hunger tödtete, damit sein Tod, den er prophezeiht hatte, eintreffe, und so außerordentlich viel gescheidte Leute glauben zum Beispiele, daß sich Caspar Hauser selbst ermordet habe, weil seine Unglücks-Rolle keinen Glauben oder keinen Effekt mehr gefunden habe. Ist dies unwahrscheinliche Attentat klugen Männern wahrscheinlich, ja einleuchtend, dann wird es hier an Wahrscheinlichkeit der Selbstthat nicht fehlen, wo das Leben jedesmal ungefährdet blieb, und wo es beide Male nicht an bedenklichen Zeichen fehlte.

Der Getroffene war beide Male ganz allein, es war beide Male finster, es geschah beide Male in sehr großer Stadt.

Nun, man attakkirt immer lieber wenn das Opfer allein und wenn es Nacht ist, Städte wie Paris und London sind auch wirklich für dergleichen Angriffe geeigneter, weil der Mörder, wenn er nur für wenige Minuten einen stillen Ort gefunden hat, sich gleich darauf am Sichersten spurlos unter der Menge verliert, während auf dem Lande oder am kleinen Orte allem Ungewöhnlichen leichter nachzuspüren ist.

Aber beide Male ist eine Art Wunder nöthig, um das Leben zu retten, und die nüchterne Prüfung läßt sich höchstens einmal ein Wunder gefallen, das zweite Mal wird ihr auch das erste verdächtig. In Paris treffen die Dolchstiche auf ein Muttergottesbild und sonstige heilige Zeichen. Dadurch wird das Leben gerettet. Der Angegriffene ist ein in mechanischer Handarbeit erfahrener und geschickter Mann, der Verdacht bietet sich, daß er wohl mit einem spitzen Instrumente geschickt zu treffen und nicht tiefer zu treffen wisse, als rathsam sei.

Die Pariser Affaire wird im Stillen abgemacht, die Londoner, mit Feuergewehr versucht, kommt vor Gericht. Der Prätendent hemmt aber selbst die ge-

nauere gerichtliche Untersuchung. Auffallend wäre es allerdings, daß der angeschuldigte Roussel sechs falsche Päße bei sich behalten hätte, wenn er sich des Attentats und der darauf drohenden nahen Verhaftung bewußt gewesen wäre. Es wären da ihrer fünf zu viel gewesen für einen Mann, der sich nicht von vornherein verdächtig machen wollte. Das Wunder besteht bei diesem Attentat darin, daß die Schüsse keine Kraft haben. Und doch werden sie in unmittelbarster Nähe abgefeuert, denn der Prätendent erzählt, unvorsichtig genug, daß der Mörder erst an ihn angestoßen sei. Wird ein wirklicher Mörder nur ein Paar Körnchen Pulver laden? Denn das Wunder besteht darin, daß ein dicht vor dem Körper abgefeuerter Schuß auf der Brust des Geschossenen nur einen schwarzen Fleck sengt, und auf dem schwächer bekleideten Arm machtlos am Knochen abprallt! Ein Pistol, bloß mit einem Pfropfen, aber ordentlich geladen, zerstört mehr.

Die Beschäftigung des Prätendenten mit Zerstörungsmitteln deutet, wenn dies nöthig wäre, daß er mit der Kraft des Pulvers bekannt sei. Es spricht nur für ihn, daß man Fußtapfen nach dem Felde,

und die Pistolen nicht gefunden habe. Aber der mit Verdachtszeugnissen so wohl ausgerüstete Roussel erweckt uns den Verdacht, daß er wohl bei dem unschädlichen Attentate thätig gewesen, und die mit guter Kenntniß englischen Rechtsganges aufgegebene Anklage voraus beredet sein könne. Dazu kommt, daß gerade Laprade, welcher im Hause, und gleich nach den Schüssen dem Prätendenten zu Hilfe geeilt war, von dem Prätendenten abgefallen ist.

Das Alles ist allerdings von unsichrer Beweisesform, aber alle Beweisesformen des Prätendenten sind eben so unsicher: wir können also einander ganz gerecht trotz der Attentate dahin abschließen, daß dieser Prätendent seine Ansprüche nicht nur sehr mangelhaft begründet, sondern sich bis jetzt des Betruges selbst verdächtig gemacht hat.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

D. Knod

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Der Prätendent

Leipzig 1842

Gall.rev. 487 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422601-4